

Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Sächsischer
Wochenschrift.

Abonnements Preis.
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal,
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal.
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 20. Juli.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements Preis.
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal,
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal.
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Schachmatt.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsberechtigt vorbehalten.

Walter goß den Rest aus der Flasche in sein Glas und holte sein Cigarrenetui aus der Tasche.

„Wenn ich meinem Chef den Daumen auf die Kehle drückte und ihm sagte: Vogel, frisch oder stirb! was würde dabei für mich herauskommen?“ fragte er sich.

„Hm, ich könnte ihn zwingen, eine bestimmte Summe zu zahlen, vielleicht so viel, daß ich aus allen Verlegenheiten befreit würde, aber dann wäre für mich auch Alles zu Ende. Meine Stelle müßte ich quittiren und für eigene Rechnung ein Geschäft gründen; — bah, dazu fehlen mir die Capitalien. Spielschulden fünfzehnhundert Thaler, Verlust an der Börse viertausend, und keine Aussicht, das Alles zu decken! Hol' der Teufel den Reichthum! Wenn ich eine reiche Heirath machen könnte! Aber das geht auch nicht so rasch und die reichen Schwiegerväter sind in der Regel zähe.“

Er blies einige Rauchwolken vor sich hin und streich mit der Hand über den langen Bart.

„So lange warten meine Creditoren nicht,“ fuhr er in seinem leisen Selbstgespräch fort, „Spielschulden sind Ehrenschulden, und die Verluste an der Börse müssen prompt ausgezahlt werden. Afficé des Commerzienraths, das wäre der beste und kürzeste Weg. Zuvor aber muß ich den Sohn aus dem Hause schaffen.“

Er trank sein Glas aus und berichtigte die Jacke, dann verließ er die Schänke, sein vorthin noch so düsternes Gesicht war wieder heiter geworden.

Er hatte die Straße noch nicht verlassen, an der die Weinschänke lag, als er von einem hohen, elegant gekleideten Herrn angeredet wurde.

„Sie waren gestern Abend nicht im Club,“ sagte der Fremde in vorwurfsvollem Tone, „werden Sie heute kommen?“

„Nein, auch heute nicht, Herr Fischer,“ erwiderte Walter, „ich bin verhindert.“

„Hm, Sie wissen —“
„Ich weiß, daß Sie eine Forderung an mich haben, Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern. Ich werde morgen, längstens übermorgen zahlen.“

„Ach was, es war nicht meine Absicht, Sie daran zu erinnern, und wenn Sie deshalb den Club meiden, weil Sie die kleinen Schulden noch nicht getilgt haben, so —“

„Nicht deshalb!“ unterbrach Walter ihn abermals,

„man wird ja wohl nicht daran zweifeln, daß Forderungen an mich so sicher wie baares Geld sind. Ich liebe die Spione und Zwischenträger nicht, und ein solches Subject befindet sich augenblicklich in unserm Club. Es kann mir nicht angenehm sein, wenn Jedermann erfährt, daß ich einen solchen Club besuche.“



Karl Martell. (Zeit siehe Seite 680.)

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte der Andere ungläubig.

„Mein Chef.“

„Und er hat Ihnen keinen Namen genannt?“

„Nein, ich habe auch danach nicht gefragt.“

„Wohlan, so kommen Sie heute Abend und stellen Sie die Mitglieber zur Rede; finden wir den Zwischenträger, so zeigen wir ihm ohne Weiteres die Thüre.“

„Ich danke, damit beschäftige ich mich nicht gerne,“ sagte der Geschäftsführer, „und klug wäre es auch nicht, der Ausgestoßene würde uns Alle verathen, um sich für den Schimpf an uns zu rächen.“

Fischer lachte, es war ein trockenés, heiseres Lachen, aus dem Spott und Hohn sprachen.

„Eine gute Ausrede ist immer etwas werth,“ sagte er nachsehend, „indefsen glaube ich Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Spielschulden in der Regel ^{„binnen} vierundzwanzig Stunden getilgt werden. Bis übermorgen will ich mich noch gedulden, ich hoffe zuversichtlich, daß Sie die Zahlung bis dahin ermögdlichen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er weiter, knirschend vor Wuth blickte Walter ihm nach.

„So sind diese Lumpen,“ murmelte er, „mißtrauisch und gemein, sobald sie fürchten, daß sie einen Groschen verlieren können.“

Auch er setzte seinen Weg fort, er wollte heute Abend zu Hause bleiben, gegen die Gesellschaft, mit der er bisher verkehrt hatte, empfand er einen Abscheu, den er nicht überwinden konnte.

Als er das Haus seiner Mutter erreichte, begegnete ihm Theo, der schon seit einer geraumen Weile auf dem Trottoir auf- und abgegangen war.

„Ich habe Sie erwartet,“ sagte Theo ruhig, „ich wünsche über eine Sache, die mir am Herzen liegt, mit Ihnen zu reden.“

Walter hatte den Hausschlüssel aus der Tasche geholt, er öffnete die Thüre und führte den jungen Herrn in sein Privatzimmer.

„Ich würde zu Ihnen gekommen sein, wenn Sie mich nur Ihren Wunsch hätten wissen lassen,“ versetzte er, während er die Gaslampe anzündete und dem Gast einen Sessel anbot. „Daß Sie mich auf der Straße erwarten mußten —“

„Grämen Sie sich deshalb nicht,“ unterbrach Theo ihn scherzend, „der Abend ist so angenehm, daß ich den kleinen Spaziergang gerne gemacht habe. Benachrichtigen konnte ich Sie nicht wohl, denn es ist eine Sache, von der mein Vater nichts wissen soll.“

„Sehr wohl, ich stehe zur Verfügung. Womit kann ich sonst noch dienen? Ein Glas Wein und eine Cigarre —“

„Ich danke für Alles,“ fuhr Theo fort, während seine großen schönen Augen sich voll ruhiger Erwartung auf den Geschäftsführer hefteten. „Ich vermute, Sie kennen die Forderungen, die mein Vater Hugo an meinen Vater stellt?“

„Ja, sie sind mir bekannt.“

„Sind dieselben in irgend einer Weise begründet? Bitte, sagen Sie mir die volle Wahrheit.“

„Nein, sie sind es nicht.“

„Ich danke Ihnen, ich wußte, daß ich an der Ehre meines Vaters nicht zweifeln durfte. Vertram Bauerband hätte mit seinen Vermuthungen vorsichtiger sein sollen, nun wurzelt der Verdacht in der Seele meines Vaters so fest, daß er schwerlich beseitigt werden kann. Mein Vater hat ihm die Abrechnung versprochen —“

„Herr Hugo Wildenbruch hat sie bereits erhalten, ich habe sie ihm heute Abend eingehändigt.“

„Heute schon?“ fragte Theo überrascht. „Und das Resultat?“

„Null!“ antwortete Walter. „Der junge Herr war natürlich sehr enttäuscht, er drohte mir damit, daß er die Angelegenheit weiter verfolgen wolle —“

„Das darf nicht geschehen,“ sagte Theo rasch. „Nicht, daß ich fürchte, es könne dadurch ein Flecken auf die Ehre meines Vaters fallen, o nein, in dieser Beziehung bin ich ganz ruhig, aber die Erbitterung, die dadurch hervorgerufen würde, müßte auch auf mich ihren Schatten werfen, und das wäre mir sehr, sehr unangenehm. Könnten Sie nicht erklären, es habe ein Irrthum stattgefunden, und die Abrechnung zurückverlangt?“

„Zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf?“

„Sie würden eine neue Abrechnung anfertigen, die mit einem Ueberschuß zu Gunsten Hugos abschließt.“

Der Geschäftsführer wiegte ablehnend das Haupt, ein ironischer Zug umzuckte seine Lippen, seine Hand spielte nachlässig mit dem Vorganon. „In einem solchen Bankgeschäft darf ein solcher Irrthum nicht stattfinden,“ sagte er.

„Mein Vater soll ja nichts davon erfahren, ich zahle den Ueberschuß aus meiner Tasche.“

„Und wie hoch würden Sie diesen Ueberschuß beziffern?“

„Zwischen ein- und zweitausend Thalern.“

„Und was glauben Sie dadurch zu erreichen?“ fragte Walter sarkastisch. „Der junge Herr wird eine Zeit lang in Saas und Braus leben, bis das Geld verjubelt ist —“

„Glauben Sie das nicht!“

„Ich bin davon überzeugt, Herr Wildenbruch. Seitdem ich mit ihrem Herrn Vater geredet habe, kenne ich ihn gründlich, er ist ein leichtsinniger Patron. Wenn ich ihm den kleinen Finger reiche, wird er die ganze Hand fordern, lege ich ihm eine Abrechnung vor, die einen Saldo von tausend Thalern zu seinen Gunsten ergibt, so wird er ausposaunen, er sei um zehntausend betrogen worden. Humanität ist eine schöne Sache, aber solchen Leuten gegenüber ist sie übel angebracht.“

„Ich denke nicht so schlimm von ihm,“ sagte Theo in seiner ruhigen Weise, „er ist ein Ungläublicher und mit einem Ungläublichen darf man nicht zu strenge in's Gericht gehen. Eine Unterfückung würde Hugo nicht annehmen, ihn drückt schon die Gastfreundschaft, die er bei mir genießt, deshalb suche ich eine andere Form, in der ich ihm unter die Arme greifen kann, ohne sein Partgefühl zu verletzen. Er wird das Geld nicht verschwenden, und wenn er es dennoch thut, so ist das seine Sache und die Folgen fallen auf ihn zurück. Er sucht ein Engagement, vor dem Herbst wird er keins finden, und so lange kann ich ihn nicht beherbergen, da ich wahrscheinlich eine längere Reise antreten werde.“

„In den Augen des Geschäftsführers blickte es freudig auf.“

„Sie wollen also nicht in unser Geschäft eintreten?“ fragte er.

„Nein, sie kennen ja meine Ansichten, ich kann diesen Wunsch meines Vaters nicht erfüllen.“

„Die Fähigkeiten dazu haben Sie,“ erwiderte Walter. „Ich bin überzeugt, Sie könnten sofort an die Spitze des Hauses treten —“

„Lassen wir das!“ unterbrach Theo ihn ernst, „ich habe diese Frage schon so oft beantwortet müssen, daß mir das Thema unangenehm geworden ist. Wollen Sie nur die Güte haben, mir in der bewußten Angelegenheit beizuhelfen? Die Form, in der meinem Vater das Geld angeboten wird, ist mir gleichgültig, wenn sie nur nichts Verleehendes hat, und das Geld selbst zahle ich aus meiner Privatkasse, ohne daß mein Vater etwas davon erfährt.“

„Ich fürchte nur, daß es eine unkluge Handlung ist, die Reue im Geolge haben wird,“ warf Walter ein.

„Eine gute Handlung habe ich nie bereut, wenn ich auch den Zwed nicht dadurch erreichte,“ erwiderte Theo, indem er sich erhob. „Also darf ich hoffen, daß Sie über meinen Wunsch nachdenken werden?“

„Gewiß, Herr Wildenbruch.“

„Und wann werden Sie mit Ihren Entschluß mittheilen?“

„Wollen Sie sich morgen Abend wieder zu mir bemühen?“

„Morgen Abend? Wir haben dann einen Vortrag über neue Entdeckungen in Afrika, ich möchte das nicht gerne veräumen.“

„Bestimmen Sie nur die Stunde! Gegen elf Uhr wird der Vortrag wohl beendet sein?“

„Zehnfalls.“

„Schön, so will ich Sie um elf Uhr hier oder an einem andern Orte erwarten. Wird ihr Herr Vetter Sie begleiten?“

„Nein, er interessiert sich dafür nicht, er hat meine Einladung bereits abgelehnt.“

„Um jo besser,“ nickte Walter. „Wo soll ich mit Ihnen zusammentreffen?“

„Wenn Sie in den weißen Schwan kommen wollen, ich speise dort nach der Vorlesung zur Nacht.“

„Wird Herr Hugo Wildenbruch nicht auch hinkommen, oder geht er schon früher heim?“

„Wie Hugo den Abend verbringen wird, weiß ich nicht, sage ich ihn nichts vom weißen Schwan, so kommt er auch nicht hin. Ueberdies hat er den Hauschlüssel, er kann also heimgehen, wann es ihm beliebt.“

„Sehr wohl,“ sagte der Geschäftsführer, während er Theo zur Hausthür begleitete. „Sie werden mich um 11 Uhr im weißen Schwan finden und ich hoffe, Ihnen dann den Weg zeigen zu können, auf dem die Erfüllung Ihres Wunsches möglich ist.“

Theo nickte befriedigt und nahm mit einem Handdruck Abschied, dann trat er hinaus auf die einsame Straße mit der schmerzlichen Erinnerung an jenen Abend, an dem in diesem Hause sein ganzes Lebensglück für immer gecheitert war.

Siebentes Capitel.

Softnungen.

Als Theo in seiner Wohnung anlangte, nachdem er vorher noch einen weiten Spaziergang durch die stillen, öden Straßen gemacht hatte, fand er seinen Vetter mit der brennenden Cigarre auf dem Divan.

„Enlich!“ sagte Hugo, sich erhebend. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, und das ist die Hauptsache. Dich festsetze wohl irgend ein gelehrter Vortrag —“

„Doch nicht, ich habe einen Spaziergang gemacht,“ unterbrach Theo ihn, indem er Hut und Stief vorlegte, „nun aber bin ich bereit, noch ein Glas Wein mit Dir zu trinken.“

„Ein Glas lasse ich mir gefallen, ich habe heute schon so viel getrunken und mich dabei so schwer geütert —“

„Worüber?“

„Da ist der Wisch, den Euer Procurist mir heute Abend einhändigte,“ fuhr Hugo ärgert fort, während er die Abrechnung auf den Tisch warf, „da kann ich dividiren, addiren und multipliciren, es kommt immer nur Null heraus.“

„Ich habe Dir das ja vorausgesagt,“ erwiderte Theo ruhig, der die Weingläser bereits gefüllt hatte, „indessen laß mich morgen die Abrechnung prüfen, vielleicht entdecke ich einen Fehler —“

„Darum ist nicht zu denken, Euer Procurist ist ein geschicktes Kerlchen, der steckt uns Alle in den Sack. Weißt Du, wie er mir vorkommt? Wie der Mephistopheles im Faust —“

„Wenn Du mir einen Gefallen erzeigen willst, so ruden wir heute Abend nicht mehr darüber.“

„Mir auch recht! Also ich war in der Villa Bauerband, morgen geh' ich wieder hin, man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Fräulein Bertha ist ein reizendes Geschöpf, allerdings etwas lang und mager, der Vergleich mit einer Hopfenstange liegt nahe, aber dabei so recht naturwüchsig und bereits fierlich in mich verliebt. Der Vater war Schneider, oder, wie er es nennt: „Marischand Talljör“, das thut weiter nichts, Wappen, Orden und Titel

kann man ja kaufen, wenn man sie haben will, und es ist kein schlechtes Geschäft, sein Schwiegerjohn zu werden.“

Theo mußte lachen trotz seiner trüben Stimmung.

„Glück zu!“ sagte er. „Du nimmst es allerdings sehr leicht, der Reichthum Bauerbands blendet Dich, bedenke aber wohl, daß das Mädchen für immer an Dich gefesselt ist, wenn Du mit ihr vor den Altar trittst.“

„Wenn ich das nicht bedächte, wäre ich ein Lump!“ erwiderte der Schaupspieler. „Dram prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, und so weiter! Eine andre Besart lautet: Ob sich das nöthige Geld auch findet, und das ist glücklicherweise hier ebenfalls der Fall. Aber daß ich nun auch mit der Hauptsache herausrücke!“ fuhr er, mit der Hand durch sein langes Haar streichend, fort: „Allo nachdem ich mich weiblich über Euren Mephisto geärgert hatte, ging ich in's Wiener Café. Der alte Oberst saß noch dort vor dem Schachbrett, und sein Begner hatte ihn garstig in die Klemme geritten. Ich überjah die Gesichte und fand gleich den erlösenden Zug. Der Oberst konnte ihn nicht entdecken, es geht dem Schachspieler manchmal so, er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht und wunderst sich, wenn man ihm mit der Nase darauf stößt. Ich sagte nur einige Worte, der alte Haubegen sah mich ganz erstaunt an, befolgte aber meinen Rath, rettete seinen König und setzte den Begner matt. Das war eine Freude! Ich mußte mich vorstellen und machte gleich einen guten Eindruck. Natürlich war ich der beste Schachspieler der Welt, und der alte Haubegen brennt jetzt vor Verlangen, sich mit mir auf diesem Felde der Ehre zu messen. Heute Abend noch eine Partie zu spielen, dazu war es zu spät, morgen Nachmittag bin ich versagt, es blieb dem alten Herrn also nichts übrig, als mich auf morgen Vormittag einzuladen, wie ich es wollte, und was auch geschah. Na, was sagst Du dazu?“

„Nichts!“ erwiderte Theo gelassen.

„Du dankst mir nicht einmal dafür?“

„Wofür? Was habe ich denn damit zu schaffen?“

„Siehst Du, jetzt siehst auch Du den Wald vor lauter Bäumen nicht,“ scherzte Hugo. „Ich werde also morgen früh hingehen und natürlich die Ehre des Sieges ihm überlassen, dann bin ich Hahn im Korb. Er muß mich seiner Familie vorstellen, und ich finde sicherlich eine Gelegenheit, mit Deiner Herzgeliebten einige Worte unter vier Augen zu wechseln. Du giebst mir einen Brief an sie mit, ich überreiche ihn und bitte um Antwort, in einem Briefe läßt sich so Vieles sagen, was man mündlich nicht aussprechen kann!“

Theo war abwechselnd roth und wieder blaß geworden, mit der Schüchternheit eines jungen Mädchens wies er anfangs diesen Vorschlag zurück, indes gelang es dem Schaupspieler, ihm die Vortreflichkeit desselben allmählig klar zu machen.

„Ich bringe Dir eine Antwort, mag sie lauten, wie sie will,“ sagte Hugo, „und wäre es auch abermals eine Ablehnung, der Brief bleibt doch in den Händen der jungen Dame, und im Laufe der Zeit kann er ihre Gesinnungen gegen Dich ändern. Also lese Dich hin und schreibe, was das Herz dictirt, ein Brief voll Liebesweh hat schon manches Mädchenherz erobert.“

Theo hatte bereits die Lampe auf den Schreibtisch getragen, mit einem Nuckeln voll schmerzlicher Wehmuth wandte er sich noch einmal zu dem Freunde.

„Ich gleiche in diesem Augenblick dem Ertrinkenden, der sich an einen Strohhalme klammert und von ihm Rettung erwartet,“ sagte er, „ich weiß, es ist ein thörichtes Beginnen, dennoch —“

„Dennoch wirst Du die Thorheit begehen!“ unterbrach Hugo ihn rasch; „was der Verstand der Verläudigten nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth! Ich gebe zu Bett, — hauch' Deine Liebesfanzer aus, denn Bote ich morgen sein werde. Gute Nacht.“

Am nächsten Morgen beim Frühstück legte Theo den Brief dem Freunde hin, Purpurgluth überzog seine Wangen und seine Stimme zitterte.

„Wenn der Oberst Kenntniß davon erhält, stellt er Dir den Stuhl vor die Thüre,“ sagte er.

„Wohlan, dann hab' ich nur gethan, was ich nicht lassen konnte, im Uebrigen sei unbesorgt, der alte Herr wird gerne ein Auge zudrücken, ich kenne meine Pappenheimer.“

Eine Stunde später trat Hugo in die Wohnung des Obersten, er wurde mit der größten Freundlichkeit empfangen und sofort den beiden Damen als ein Meister im Schachspiele vorgestellt.

Helene mußte das Schachspiel holen, und es wurde ihr gestattet, zuzuschauen, während die Obristin für den heutigen Morgen die Pflichten der Hausfrau übernahm.

„Sind Sie verwandt mit dem Herrn Commerzienrath Wildenbruch?“ fragte der Oberst, während er die Figuren aufstellte.

„Sein Vater und der meinige waren Vettern,“ erwiderte Hugo gleichgültig, „ich wohne augenblicklich bei ihm.“

„Dann wunder's nicht, daß ich erst gestern Abend das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen.“ Die Schachspieler kommen alle in's Wiener Cafe, ich hätte Sie früher sehen müssen.“

„Ich war lange auf Reisen, Herr Oberst, und bin erst vor Kurzem zurückgekehrt.“

„So, so, na, ich hoffe nun öfter mich mit Ihnen zu messen. Sie ziehen an, bitte, beginnen Sie!“

Helene saß mit einer Handarbeit neben dem kleinen Tische und sah zu; Hugo war in der That ein tüchtiger Schachspieler und dem alten Herrn überlegen, aber er hatte sich vorgenommen, ihm die Ehre des Sieges zu gönnen, nach einer halben Stunde schon konnte der Oberst sich dieser Ehre erfreuen.

Was Hugo mit einiger Sicherheit erwartet hatte, geschah, der Oberst verließ nach dieser Partie das Zimmer, um seine Tabakspfeife zu holen.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich mich als Anwalt meines guten Freundes und Veters Ihnen vorstelle,“ sagte Hugo rasch, indem er den Brief Theos aus der Tasche holte, „übereuget von ihrer Liebenswürdigkeit habe ich mich verbürgt, daß ich ihm eine Antwort von Ihnen auf diesen Brief bringen werde.“

Helene war völlig verwirrt, sie wollte den Brief zurückweisen, aber er lag schon in ihrem Arbeitskörbchen, und der Blick Hugos ruhte so stehend auf ihr, daß sie es nicht über's Herz bringen konnte, ihm eine schroffe Antwort zu geben.

„Ihr Herr Vetter hätte sich diese Mühe ersparen sollen,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme, „ich —“

„Sie werden den Brief lesen, gnädiges Fräulein, und mir ihre Antwort einhändigen, bevor ich von hier scheid,“ unterbrach er sie. „Ich glaube, Sie würden Erbarmen mit ihm haben, wenn sie für seinen Seelenschmerz Verständnis hätten. Stoßen Sie nicht ein edles Menschenherz zurück, das nur für Sie schlägt!“

Schatten des Unmuths umwölkten die Stirne Helenes, sie nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf.

„Deshalb also haben Sie die Freundschaft meines Vaters gesucht?“ fragte sie.

„Nicht deshalb allein,“ entgegnete er heiter, „aber ich gebe zu, daß ich diesen Zweck damit verband, um dem Freunde zu helfen, den ich gerne glücklich sehen möchte.“

„Und wenn ich hätte ahnen können, daß dieser Zweck Sie zu uns führte, so würden sie ihn nicht erreicht haben.“

„Erreicht habe ich noch nichts, aber ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie meine Rühmheit um der guten Sache willen mir verzeihen werden. Wie auch Ihre Antwort lauten mag, ich werde Ihnen dankbar dafür sein, und wenn ich abermals ein „Nein“ mitnehmen muß, dann gebe ich noch immer nicht die Hoffnung auf —“

Er mußte abbrechen; von einer dichten Rauchwolke umhüllt trat der Oberst wieder ein.

„So, nun können wir die zweite Partie beginnen,“ sagte er, indem er einige Cigaretten auf den Spieltisch legte.

„Bitte, bedienen Sie sich.“

Hugo lehnte dankend ab, Form und Farbe der Cigaretten machten keinen Vertrauen erweckenden und einladenden Eindruck auf ihn.

„Na, denn nicht!“ scherzte der alte Herr, indem er sich vor dem Schachrett niederließ, auf dem die Figuren schon geordnet waren. „Also beginnen Sie, der Besiegte greift an.“

Helene nahm ihr Körbchen von Tische und verließ mit einer kurzen Entschuldigang das Zimmer, betroffen sah der Oberst ihr nach, dann heftete er den Blick forschend auf Hugo.

„Das Mädchen scheint verstimmt,“ sagte er in einem bedauernden entschuldigenden Tone. „Sie hatten wohl keine angenehme Unterhaltung mit ihr?“

„Ich brachte ihr einen Gruß meines Veters,“ erwiderte Hugo, nun auch den Blick auf das gutmüthige Gesicht des alten Herrn richtend.

„Ach so, na ja, dann kann ich's mir schon denken!“ nickte der Oberst, eine mächtige Rauchwolke vor sich hinbläsend. „Dat Ihr Herr Vetter Ihnen weitere Mittheilungen gemacht?“

„Ich habe stets die Wahrheit gesagt, so sage ich auch jetzt; ja, ich bin von Allen unterrichtet.“

„Ich ebenfalls, hefter Herr, — gardez la reine! Unter uns gesagt, ich billige diese mir unbegreifliche Laune meiner sonst so verständigen Tochter nicht, denn ich ehre und achte Ihren Vetter. Gewiß nicht seines Reichthums wegen, das dürfen Sie mir glauben, Geld und Gut können ebenso rasch verloren, wie gewonnen werden, und wenn der Herr Commerzienrath jetzt auch noch ein reicher Mann ist, so weiß man doch nicht voraus, was er seinem Sohne hinterlassen wird.“

„Vielleicht nicht einmal einen herrlichen Namen!“ warf Hugo ein.

„Kos Donner, Herr, Sie sprechen da ein schlimmes Wort sehr gelassen aus! An der Ehre des Herrn Commerzienraths zweifle ich nicht, aber er speculirt an der Börse, und eine Speculation kann glücken, sie kann auch fehlschlagen, es handelt sich dabei stets um enorme Summen. Um auf die Sache selbst zurückzukommen, so frage ich Sie, was kann ich machen? Nichts! Wenn die Frauen einmal nicht wollen, dann ist alle Ueberredungskunst vergeblich.“

„Und aus welchen Gründen hat das gnädige Fräulein die Werbung abgelehnt?“ fragte Hugo.

Der Oberst drehte mit verlegener Miene an seinem Schnurrbart und stich mit der Pfeilspitze über seine lange Nase, sein Blick ruhte auf den Schachfiguren, er wollte die Gründe, die Helene angegeben hatte, nicht nennen, um nicht sich selbst als armen Schlander bezeichnen zu müssen.

„Gründe?“ erwiderte er. „Glauben Sie denn, daß die Frauen immer Gründe für ihre Handlungen haben? Ich habe gar nicht darnach fragen mögen.“

„Und doch müssen hier Gründe vorliegen, die vielleicht sich bekämpfen und besettigen lassen!“ sagte Hugo. „Ich möchte den Freund glücklich sehen und ich leiste jede Bürgschaft dafür, daß er seine Gattin glücklich machen wird.“

„Ja, das glaube ich auch,“ nickte der Oberst.

„So darf ich auf ein Bündniß mit Ihnen rechnen, wenn es gilt, jene Gründe zu bekämpfen.“

„Parole d'honneur, das dürfen Sie!“ erwiderte der alte Herr, ihm die Hand reichend. „Was soll ich thun?“

„Lassen Sie mich nachher noch einmal mit dem gnädigen Fräulein allein.“

Der Oberst sah ihn eine geraume Weile prüfend an, dann blies er eine lange, dicke Rauchwolke über das Schachrett.

„Sie haben ein offenes christliches Gesicht,“ sagte er, „Sie werden das Vertrauen eines alten Mannes nicht mißbrauchen. Und nun wollen wir unser Spiel fortsetzen. Ich fürchte, Sie verlieren auch diese Partie.“

Das wollte Hugo nicht, mit einem schwachen Gegner, der immer verlor, zu spielen, war uninteressant, und in seinem Plane lag es auch jetzt noch, sich dem Oberst unentbehrlich zu machen.

Einige fein berechnete Züge brachten ihn aus der drohenden Gefahr heraus, er ging nun aus der Defensiv zu Angriff über und ließ den alten Herrn nicht mehr zu Athem kommen, und trotz seines heimlichen Vergers diesem seinen Spiel seine Anerkennung nicht versagen konnte.

„Schachmatt!“ sagte Hugo endlich, „Sie haben sich tapfer verteidigt.“

„Und nehmen Sie's mir nicht übel, Sie haben mich gehetzt wie ein angehoffenes Wild,“ erwiderte der Oberst; „aber von einem solchen Gegner besiegt zu werden, ist keine Unehr.“

Selene war bei den letzten Worten wieder eingetreten, sie gab den Pflanzen auf dem Blumentisch Wasser, voll Bewunderung ruhte der Blick Hugos auf der schlanken, schönen Gestalt.

„Willst Du es mit dem Herrn versuchen, Selene?“ fuhr der Oberst fort. „Wenn Du auch besiegt wirst, so kannst Du doch Manches lernen —“

„Nein nein, ich danke,“ unterbrach sie ihn lachend, aber dieses Lachen lang gedauert.

„Na, wie Du willst. Ich hoffe noch manche Partie mit Ihnen zu machen, Herr Wittenbruch. Sie kommen also auch heute Nachmittag nicht in's Café?“

„Es wird mir nicht möglich sein, da ich in der Villa Bauerband zum Diner geladen bin.“

„Wie kommen Sie zu diesem Herrn? Er war früher Schneider —“

„Bitte um Entschuldigung: Marchand Talljör!“

„So so, und sein Conversations-Vergium wird wohl in seiner Villa auch die Hauptrolle spielen,“ lachte der Oberst.

„Je nun, ich nehme ihn, wie er ist, gute Leute und schlechte Musikanten, pflegt man zu sagen, es muß ja auch solche Ränze geben. Er war ein Freund meines Vaters und diese Freundschaft hat er nun auf mich übertragen, weshalb soll ich sie nicht annehmen?“

„Sie haben Recht, ganz Recht,“ erwiderte der Oberst. „er ist bei all seinen lächerlichen Eigenschaften ein guter Kerl. Ich glaube, ich habe aus früheren Jahren noch einen Brief von ihm, über den sie sich krank lachen werden, wenn Sie ihn lesen. Entschuldigen Sie mich auf ein paar Minuten, ich werde nachsehen, ob ich ihn finde.“

(Fortsetzung folgt.)



Neues über die Diphtheritis.

Die der fürchterlichsten Krankheiten, welche in neuerer Zeit mehr und mehr verheerend auftritt, deren Keime sowohl in der Luft sich bewegen, als auch von Mensch zu Mensch übertragen werden und die in ihrem wirklichen Charakter oft allen Heilversuchen Widerstand leisten, das ist die Diphtherie oder Diphtheritis. Sie ist um so furchtbarer, als sie fast alle Lebensalter angreift und namentlich die kräftigsten Naturen nichtwidersteht. Wie viele Tausende haben diesem geheimnißvollen Ungeheuer schon ihre geliebte Anschöpfung als Opfer dahingeben müssen! In Verzweiflungsschmerz riefen sie die kundigen Ärzte zu Hilfe, und keiner, auch der berühmteste nicht, vermochte mit all' seiner Wissenschaft definitiv zu sagen: „Werde, Sennas!“

Es ist bekannt, daß die deutsche Kaiserin, voll Kummer über das endlose Weh, welches diese tödliche Krankheit den Menschen bringt, in der oben erwähnten Herzogin vor einigen Jahren einen bedeutenden Preis auf ein entscheidendes Mittel gegen Diphtheritis ausgeschrieben und eine Prüfungskommission der hervorragensten Ärzte ernannte. Es wurde auch eine begütliche Arbeit des Prof. J. B. Reuber in Leipzig wegen ihrer ausgezeichneten pathologisch-anatomischen Ausführungen mit dem Preise gekrönt, allein gerade, über die Entstehungsurachen der Diphtherie aufklärende Ergebnisse sind weder durch diese noch durch andere Arbeiten erzielt worden.

Die Ärzte nehmen an, daß ein Pilz oder sonst ein zu Milliarden vorkommendes winzig kleines Lebewesen den Krankheitsstoff bilde, und Dr. Böttger hat auch nähere Nachforschungen nach solchen angestellt, allein auch diese Nachforschungen haben die Frage nach der Entstehung der Diphtheritis nicht gelöst, und so steht seit, daß alle wissenschaftlichen Anstrengungen bis jetzt erfolglos geblieben sind.

Aus Paris kam neuerdings die Mitteilung, daß ein Dr. Deltail der Akademie der Wissenschaften ein neues Mittel angegeben habe. Bekanntlich bildet sich bei der Diphtheritis ein faseriges Exsudat, sogenannte falsche Membranen, welche die Luftwege oft bis in die Bronchien bedecken. Dr. Deltail will nun beobachtet haben, daß diese Ablagerungen sich in wenigen Augenblicken bei der Veräufung mit Dämpfen von Zher und Terpentinesäure lösen, und hat angeblich, gestützt auf diese Wahrnehmung, an die Diphtheritis erkrankte und bereits aufgebene Kinder gerettet. Man sieht einfach — selbst nach dem Vortrittschritt — neben dem Bette des Kranken eine Mischung von Zher und Terpentin an; das Zimmer füllt sie abwärts mit einem schwarzen und blickt blaus, so daß die im Zimmer befindlichen Personen einander kaum sehen können, ohne jedoch eine Bekleidung zu verlieren. Das Kind atmet kräftig und mit Behagen diese Dampfluft ein, deren beköhlende Kraft es fühlt; bald löst sich die falsche Membran ab und würde aussondern. Gleichzeitig fährt Dr. Deltail fort, die Kehle des Kindes mit Steinölbenzin und Kaltwasser zu spülen. In zwei bis drei Tagen sei das Kind vollständig geheilt.

Es liegen uns nun zwei deutsche Schriften vor, welche ebenfalls die furchtbare Krankheit behandeln. Wir haben dieselben von einiger Zeit in unseren „Literarischen Neuigkeiten“ erwähnt und wollen heute einige Auszüge daraus mittheilen. Die Leser werden erstens, daß beide Arbeiten einander zum Theil widersprechen; es muß dahingestellt bleiben, inwiefern die eine oder die andere das Rechte trifft, immer handelt es sich nur um Versuche, der Krankheit zu Leibe zu gehen. Die eine der bezeichneten Schriften: „Die Diphtheritis, ihre Entstehung, Verhütung und naturgemäße Pflanzung ohne Anwendung von Arznei“ ist von dem „Wasserfreund“ Oberlieutenant a. D. Spöhr und vom Berliner Verein für völkerverständliche Gesundheitspflege“ mit einem Briefe gekrönt worden. (Verlag von Schmorl und von Seefeld in Hannover, Preis 50 Pf.)

Der Verfasser sagt unter Anderem: Das Wesen der Diphtheritis besteht in einer eigenthümlichen Blüthenbildung durch Spaltpilze. Sichtbar tritt dieselbe in der Regel zunächst auf den Schleimhäuten des Schlandes und Kehlkopfes hervor, indem sich dort Wucherungen bilden, deren brandigsaugliche Eigenschaften bei fortschreitender Krankheit die Schleimhäute selbst völlig zerstören und, falls sie nicht durch den natürlichen Stoffwechsel des erkrankten Körpers unter Neubildung der Schleimhäute ab- und ausgeföhren werden, schließlich den Tod durch Erstickung, Verblähung oder allgemeine Erschöpfung herbeiföhren.

Noch andere, langsamere verlaufende tödliche Ausgänge, wie z. B. durch brandige Zerstörung der Kehlkopfknorpel nach vorausgegangenem Luftröhrenkatarrh (Tracheotomie) oder durch Hämorrhagien u. s. w. sind die häufige Folge der furchtbaren chirurgisch-medizinischen Behandlung.

Nach Ansicht des Verfassers äußert Diphtheritis: a) indem durch Einathmen saurer Gase, Gasendünste u. dergl. unmittelbar die Schleimhäute der Athmungsorgane krankmachend beeinflusst werden,

b) indem durch Einführung verdorbener, namentlich in Öhrtrag oder fäulniß begreifener Nahrungsmittel in die Verdauungsorgane zunächst der Darmcanal in seinen Verhüllungen gehemmt und dort Nahrungserzeugnisse angeammelt werden, die dann durch ihre Rückwirkung auf die Schleimhäute des Verdauungstraktes bis zur Speiseröhre hinauf theils unmittelbar die Blutvergiftung bewirken, theils durch Uebertragung auf die Schleimhäute der Athmungswege auch dort die der Krankheit eigenthümlichen Wucherungsgebilde hervorruft. Die Krankheit ist unter letzteren Umständen in der Regel deshalb geföhrlicher, weil ihre ersten Wirkungen kaum merklich wahrnehmbar übergehen, und wenn erst die Erscheinungen in der Nachenbühle auf ihr Vorhandensein aufmerksam machen, die Blutvergiftung meist schon einen gewissen Grad erreicht hat.

In dem oben erwähnten zweiten Falle (Uebertragung der Krankheit von einem Erkrankten auf bis dahin gesunde oder aufsteigend gesunde Personen), der sog. Ansteckung, kann diese ebenfalls auf doppeltem Wege erfolgen, nämlich: a) durch Einathmung der gasigen Ausath-

mungen zerkränker, und b) durch Hebertragung des Anzündungsstoffes, (s. e) durch auf die Schleimhäute des Mundes und der Rachenhöhle (z. B. durch Küsse), sei es unmittelbar in's Blut (z. B. durch die sog. Impfung oder durch die Mutterbrust u. s. w.).

Als ungeschlechtliche Uebertragung der Krankheit nennt Verfasser:

1. weißliche, gelbliche oder bleigraue Erhebungen auf den Schleimhäuten der Rachenhöhle, vom Stenodachböhl bis zum Uvula und Vohnenröhre, welche, zuerst einzeln auf den Wänden und am Rändern auftretend, sich bei fortgeschrittener Krankheit zu einem zusammenhängenden, allmählig die ganze Rachenhöhle überwachenden Gebilde vereinigen, 2. Eiter äußerlich und innerlich im Halse, Halschmerzen, namentlich Schlingbeschwerden, verbunden mit Heiserkeit, grossem Durst, aber meist abnormem Mangel an Gehül. 3. Den eitrigenkathalen Geruch aus dem Munde. 4. Häufig, aber nicht immer, entwerd eitrige Stuhlerstopfung, und dann auch meist Kopfschmerz und Schwindel, oder flüchtige, nachstehende, oft pilgrartige Gebilde geizende Abgänge. Bei dieser auftretender Krankheit, sowie bei Steigerung derselben treten hinzu: 5. ein Gefühl völliger eintretender Schlaflosigkeit und Hinfälligkeit, welches sich oft bis zu völliger Zehelmalnähigkeit (Apathie) steigert, 6. Schlaflosigkeit bei gleichwohl großer Ernüdtung nach Schlaf, 7. völligen Stimmverlust, 8. in der Haut des Körpers, zunächst meist an Hals und Brust auftretende Blutzergussungs-Plaque von rother, blau-rother und dunklerer Färbung. Als Begleiterscheinung ist 9. das Fieber anzusehen, welches im Anfang und bei milder Erkrankung ein leicht erregtes (100 Pulschläge in der Minute, 38—39°C. Blutmärme), bei Zunahme der Krankheit sich entwerd steigert (110—150 Pulschläge, 39—40°C. und mehr Blutmärme), oder im unglücklichen Falle ein fädelnfeinfauliges Fieber (terzale Charakter; der Puls fällt bis auf 60, 10 40 und weniger Schläge, und die Hitze steigert sich bis zu 41° und selbst 42°C.) annimmt, womit sich dann die Todesgefahr aufs Höchste steigert.

Schon sehr geringe Anfsätze der oben unter 1—3 angegebenen Merkmale sind zu beachten, ganz besonders, wenn sich auch das unter 4 Angegebene damit verbindet.

Die Anzeichen von Halsentzündung sind so zu behandeln, als ob Diphtheritis zu besorgen sei, also ist vor Allem neben der örtlichen Behandlung des Halses auch dem Allgemeinbefinden und der Herstellung eines regelmäßigen Stuhlenganges die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Zur Verhütung der Krankheit übergehend, fordert Verfasser:

- 1. Stärkung der Widerstandsfähigkeit des Körpers mittelst naturgemäßer Nahrung und Ernährungsweise. 2. Vermehrung der unmittelbaren Kraft nachdenklichen Lebens. Die Hauptpunkte, welche in erster Verbindung in Betracht kommen, sind: a) Kräftigung der Atmung und Bewegung. Hierzu dienen: lebhaftest Bewegung im Freien, sorgfältigste Lebtönen, namentlich Laufen, Springen, Schwimmen, Turnen, im Notfall als Ersatz Zimmergymnastik, Auswärtsgang, Übungen, grünlliche Lüftung der Wohn- und Schlafräume — schlafen bei mehr oder weniger offenen Fenstern, je nach der Jahreszeit. Sehr wichtig ist ferner die Reinigung der Mund- und Rachenhöhle. Diese muß mindestens zweimal täglich (Morgens und Abends) geschehen, und zwar am besten mit frischem Brunnenwasser (10—80 R.) unter gründlichem Würgen zur Stärkung der Schleimhäute. Dieses kalte Wasser muß in ganz kleinen Schlucken so genommen werden, daß es zuerst die Zähne nicht berührt, sondern sofort zwischen Zunge und harten Gaumen nach dem Schlunde (zwischen Gaumen) geleitet wird. Nachdem es sich dort mäßig erwärmt, verwende man es zum weiteren Ausspülen der Mundhöhle und Wägen der Zähne. Niemals bediene man sich hierzu des lauwarmen Wassers oder sog. Zahnpulvers, weil Beides die Schleimhäute schwächt und auflodert. Wer sich aber in dieser Weise verhalten hat, beginne mit Wasser von 18° R. und gebe ganz allmählig (je nach Umständen) mehr oder monatsweise um 1° C. und der Temperatur heran bis zur Brunnenwassertemperatur (10—20 R.). Bei Säuglingen und kleinen Kindern, welche sich noch nicht selbst zu helfen verstehen, muß wenigstens dreimal täglich die Mundhöhle bis zum Uvula mit einem in frisches Brunnenwasser getauchten, um Uvula herum gewickelten feinen Leinwandlappchen sanft gereinigt werden. b) Kräftigung der Haut durch Wägen und kühlte Aufwägungen, der Witterung angemessene leichte Bekleidung und möglichstes Vertragen des Halses bei jeder Witterung. c) Naturgemäße Ernährung durch mäßige, milde, reiz- und gewürzlos Kost und Getränke. d) Richtiges Verhältnis zwischen Ruhe und Bewegung, geistiger und körperlicher Arbeit. e) Erhaltung regelmäßiger Lebtönen, mindestens einmal täglich, wenn erforderlich unter Anwendung kalter Wasserflüßte. Dabei Vermehrung schledter Luft, vor Allem von Wästen, Aborten, Düngern- und sonstigen chemischen Fabriken, sodann aber auch dergleichen von schlechtholdesten, mit Menschen überfüllten Räumen. f) Man genügt, teilweise in solcher, mit schlechten Dünsten verunreinigter Luft auszuhalten, so atme man möglichst nur durch die Nase, bewege sich so bald als möglich recht ausgiebig in frischer Luft, als vorhergehender Reinigung der Mund- und Rachenhöhle mit frischem Wasser. g) Wenn nicht Feuer- oder Menschenpflicht es erfordert, so merbe man die Räume, welchen beherrschend Erkrankte, an erkrankten Geschwunden oder Wunden Leidende beherrscht werden. Stets sind solche Räume unter ausgiebigem Luftdurchzug zu halten, ferner Sorge für größte Reinlichkeit der Räume und der Personen. Man hüte sich auch vor den zum Zweck sog. Desinfizierung mit Carboll, Chloralkal und dergl. Dünsten erfüllten Räumen. Diese

schönen Säuren greifen auch in stärkster Verdünnung noch die Atmungsorgane an und machen die Schleimhäute für Schädlichkeiten empfänglich. Man vermeide den Genuß verdorbener oder in Wägen begriffener Nahrung, gärende Zonnengemälte, fridsgedehnte oder in Wägen begriffene Getränke. Vor den dem Kanngewirde (der faulen Wägen) unterworfenen Stoffen, alter Butter, Fett, Kästen und allen, durch Salz oder Rauch zur Aufbewahrung zubereiteten Fleischspeisen, muß ebenso, wie vor faulen Käse ganz besonders gewahrt werden. Saure Milch, welche man nur nach sorgfältiger Untersuchung zu obersten, in der Regel viele Milchbildungen (Schimmel u. dgl.) enthaltenen Bede, mit Sauerzig oder sehr bereitetes Brot und Getränke trinke man auf frischen gefunden Geruch, und Geschmack, genieße sie stets nur mäßig und merbe jenes gänzlich, wenn es stark sauer oder müßig riecht oder schmeckt.

Die Heilung der Diphtheritis hält der Verfasser von seinem Standpunkte für leicht und sicher, sobald die Behandlung rechtzeitig begonnen wird; aber auch in vielen anscheinend verzweifelten Fällen ist noch Hilfe möglich, wenn man mit der nöthigen Einsicht und Zäulkeit verfährt. Die Heilung erfordert: Herstellung der allgemeinen Selbstbedingungen. Der Krankenraum muß möglichst gute Luft erhalten; dauernder Durchzug, wenn herstellbar, ist am vortheilhaftesten. Ebenso darf im Krankenraum nur mäßige Wärme herrschen (14—12° R.). Bei Hitze ist durch in frisches Wasser getauchte und aufgehängte Leinwand Kühlung herzustellen, bei leichter Erkrankung und gutem Wetter viel Aufenthalt im Freien räthlich. Die Auswurfstoffe des Kranken sind in einem mit frischem Wasser gefüllten Behälter aufzufangen und möglichst oft zu entfernen. Das Lager muß kühl und reinlich sein; Federbetten sind zu entfernen in dem Vorgehen oder Stuppdecken zu ersetzen.

Angemessene Speisen sind bei geringem Graden der Krankheit und nach vorübergehendem Hunger, sowie während der Genesung: Apfelsüß, mit feinstemaltemen Weizenkleinmel zusammengebackt, dünner Brei von durchgeschlagener Weizen (frischen oder getrockneten). Gersten- und Hadergrüße mit etwas Apfelsüß, Citronen-, Kirschens- oder Traubensüß; durchaus reifes, saftiges Baumobst. In höheren Graden der Krankheit sind besten Falles nur dünnflüssige Speisen werden die dann schon sehr verengte Speiseröhre durchzubringen, auch werden schon die Säuren reifer Obstsorten von den in Verdüsung begriffenen Schleimhäuten ägend empfunden und nicht mehr vertragen. In diesem Falle empfiehlt sich: frisch ausgepresster Weizenbrot, Mandelmilch, abgerahmt, aber noch süße Milch, ganz dünner durchgeschlagener Hafer, Weizenkrot- oder Gerstentreib. Als Getränk dienen braunenfrisches Trinkwasser (10, 8 bis 7° R.), bei heftiger Witterung mit Eis auf diese Temperatur gekühlt.

Eis selbst aber ist, weil zu plözlich kühlend, nicht räthlich. Bei geringem Graden der Krankheit ist der Zusatz von ein wenig Apfelsüß oder Zitronensaft (eine Scheibe auf einen halben Liter Wasser) vorthellhaft. Bei hohen Graden wird auch dieser Zusatz nicht vertragen. Ist kein gutes Resultat erzielt worden, so lasse man das Wasser mit Zusatz von einigen getrockneten Erderbeerbittern und etwas Joder und lasse es mit Eis bis zu 8° R. ab.

Sind nur die oben 1, 2 und 3 angegebenen Krankheitsmerkmale in geringem Grade vorhanden, so genügt in der Regel ein mehrflüssiges, in nachstehend beschriebener Weise fortgesetztes Würgen mit braunenfrischem (8 bis 7° R.) Wasser reit Trinken bei Aufenthalt in gut gelüfteten Räumen, um alle Krankheitszeichen zu beseitigen und völlige Gesundheit herzustellen. Der Vorfall halber kann aber ein Leibanschlag und eine Klustier von 16° R. Wasser, wie über 3 angegeben, diesem Verfahren vorausgehen, was niemals schadet, istter sich aber später doch als nöthig erweist. — Würgen und Trinken geschieht wie folgt: Die erkrankte Person nehme zunächst einen kleinen Schluck ganz reinen Wassers in die hintere Rachenhöhle und wurgle in bekannter Weise, worauf das Wasser schon nach 1/4 bis 1/2 Minute einen unangenehmen Geschmack annehmen wird. Es wird dann ausgespuckt, sofort derselbe Vorgang wiederholt, und dies 3, 4, 5 bis 6mal hintereinander erneuert, bis ein Gefühl von Kühle im Schlunde eintritt, was das Zeichen ist, einen Schluck frischen Wassers zu trinten und sodann eine Pause zu machen. Sobald der Schluck sich wieder gut erwärmt hat und ein ägendes oder sauliges Gefühl im Schlunde wieder auftritt, was unter Umständen (d. h. bei hochgradigen Fällen und wenn man vorübergehend) schon nach 5 Minuten der Fall sein kann, dann beginnt das Würgen von Neuem und endigt wieder mit dem Trinken eines Schluckes frischen Wassers oder Limonade, darauf Pause u. s. w.

Bei Säuglingen und Kindern, die noch nicht würgen können, reinige man in Zwischenräumen von 1/2 Stunde bis zu 1/4 Stunde, je bei sehr heftiger Erkrankung in noch kürzeren Pausen, den Schlund sanft mit einem in frisches Wasser getauchten feinen Leinwandlappchen und verführe, aus einem Theelöffel frisches Wasser Schlucken zu lassen. Jedes sorgfältige Wägen, jede Verlegung der eitrigen Ausflüßungen ist dabei förmlich zu vermeiden, sie sollen nur mit dem kühlten Wasser befeuchtet und lediglich der gelbte Schleim weggeschält werden.

Sind die oben unter 4 bezeichneten Merkmale (Stuhlerstopfung u. s.) ebenfalls vorhanden, so gebe man sofort vor Beginn des Würgens und Trinkens ein Wasser Klustier von 16° R. (1/2—1/3 Liter Wasser von 14° R. getauchten, vier ausgezungenen Leinwandlappchen mit vollener Umwindung anlegen. Ein Süß alinaohere Leinwand für Kinder mittelfein, für Erwachsene grober) von 20—30 Cm. Breite, so

daß es von der Herzgrube, diese bedeckend, bis zu den Weichen reicht), in der Länge so abgepaßt, daß es zweimal um den Leib geht, wird zu $\frac{1}{4}$ der Länge in Wasser von der angenehmen Temperatur getaucht, ausgetrunken und so um den Leib gewickelt, daß zunächst der Rücken, dann der Bauch und demnächst wieder der Rücken, zuletzt der Bauch mit dem trockenen Ende umwickelt ist. (Der Rücken, wo sich die stärksten Arterien und Blutgefäße befinden, ist also doppelt mit feuchter Leinwand, der Bauch einmal feucht, einmal trocken überdeckt.) Dieser Umschlag wird durch eine etwas breitere, mit Bändern zum Binden versehene Flanellbinde von einer Länge, die dreimalige Umwicklung gestattet, anschließend, aber nicht pressend oder beengend, überdeckt. Erfolgt bald nach dem Rhythier Stuhlgang, so gebe man ein halbes Klystier von 100 R. Wasser, oder, falls das sofort abgehen sollte, noch ein gleiches. Erfolgt kein Stuhlgang, so gebe man jede Stunde ein Klystier (wie oben) von 160 R., nach erfolgtem Stuhlgang alle 3—4 Stunden ein solches. Das Leibumschlag wird nach 1/2—3 Stunden, nämlich wenn er sehr heiß geworden oder, falls seine Wärme nur wohnbühnen empfunden wird, nach dem Trockenwerden, erneuert bzw. abgenommen.

Geben die Ausschütlungen im Dalse über einzelne Podes und Bläschen hinaus, bilden sie namentlich schon einen zusammenhängenden Beflag, so ist in der Regel auch größere Hitze am und im Dalse vorhanden und müssen dann feuchte Pulsumschläge gemacht werden. Doppelt genommene feine Leinwand, in Wasser von 14—20 R. getaucht und stark oder mäßiger (je nach der geringeren oder größeren Hitze) ausgetrunken, wird umgelegt und mit zwei bis dreifacher Wollbinde umwickelt. Sie werden gewechselt, so oft sie durch Dese lästig werden, was in hochgradigen Fällen vorübergehend schon nach sehr kurzer Zeit, in 5 bis 3, ja 2 Minuten der Fall sein kann. In solchen Fällen legt man die Wollbinde nur zweimal ziemlich locker um. Die feuchte Binde muß bei jedem Wechsel durch eine andere ersetzt und die abgenommene sorgfältig ausgewaschen werden.

Bei höheren Graden erregten Fiebers (120—150 Pulsschläge, 39—41° R. Wärme) sind feuchte, nicht sehr stark ausgetrunkene Kumpfschläge (von 16—120 R.), mit einfacher wollener Dede leicht überwickelt und von den Achseln bis zu den Knien oder bis zur halben Wade reichend, mit nachfolgendem Halbbade (19—170 R.) von 2 bis 3 Minuten Dauer zweckmäßig, welche ebenfalls je nach Erfordernis 1 bis 2, ja im Notfall 3 Mal täglich gegeben werden.

ist das Fieber von fälschlich fauliger (torpider) Art, der Puls unter die natürliche Zahl der Schläge (60—70) gesunken, oder zeigen Haut und Venen gar schon die Fiede fauliger Blutgerinnung (s. oben unter 8), so ist eine feuchig eingreifende erregende Behandlung geboten, Ganzabreibungen mit kitzelnden Aalen und Wasser von 12 bis zu 100 R. herab, bei großer Mattigkeit des Kranken auf einem dazu hergerichteten Lager vorgenommen, stark ausgetrunkene in Wasser von 10—80 R. getauchte Kumpfschläge mit mehrfacher Wollenumwicklung und nachfolgend 2—3 Minuten dauerndes Halbbad von 15—14° R. und ganz kurze sturzbahnähnliche Leberergüsse des Radens aus Oskären mit kühlender, in sehr schweren Fällen mit narkotischem Wasser sind geeignet, das faulige Fieber in das erregte zurückzuführen, worauf dann die obige mildere Behandlung Platz greift. Zritt in der Widelung, oder nach Halbbad oder Ueberung Frostgefühl und Kältestarre ein, so find mit heißem Wasser gefüllte, mit Leinwand umwickelte Krüge anzuwenden, um die Wärme zurückzuführen.

Der Verfasser bezeichnet diese Behandlung in ihrer ganzen Ausdehnung lediglich für schlimme Fälle, wie sie nur nach vorausgegangenem vernachlässigter oder ganz fehlerhafter Behandlung ausnahmungsweise vorkommt, wobei es sich bei diesen aber in jeder Stunde um Leben oder Tod handelt.

So lange fo hochgradiges Fieber (40 und 41° C) und gängliche Halsverstopfung durch Ausschütlungen vorhanden, müssen alle Bestrebungen auf Minderung der Ausschütlungen und Milderung des Fiebers gerichtet sein. Fieber aber darf niemals durch kalte Behandlung unterbrückt, sondern muß stets nur allmählich gemindert und in Heilung übergeführt werden.

Dies ist das Wesentliche dieser Schrift, doch haben wir Vieles nur andeuten können und verweisen wegen aller sehr wichtigen Einzelheiten auf die Schrift selbst, die ja bei jeder schlimmen Fieber sich leicht durch jede Verschwendung beschaffen kann. Am Schlusse derselben führt der Verfasser eine Anzahl von Heilungen verschiedener Fälle an.

Wir geben nun zu der andern erwähnten Schrift über: Die Diphtheritis und ihre Heilung. Wissenschaftlich-populäre für Ärzte und Laien erstert von Dr. C. Sturm, praktischer Arzt in Berlin.

(Berlin, Verlag von H. Senff.) Im Wesentlichen giebt dieser Verfasser ungefähr dasselbe Krankheitsbild, wie Oberflächentum Spor: brandige Zerstörung der Schleimhäute, auf denen die Pilze wuchern, und entzündliche Ausdehnung.

Die brandigen Massen und die sie ausdehnende Entzündung der Halsgewebe verbinden sich also mit den auf den brandigen Stellen sich bildenden Blasen, welche als weißer Pfaffe den Schlund ausfüllen und Erstüdnungserscheinungen machen.

Es kann durch Erklärung, Anlehnung zc., also durch von Außen kommende Einflüsse brandige Zerstörung angereizt werden, welche ihrerseits ebenfalls wiederum krankhaften Einflus auf das Innere des Organismus ausüben.

Ist nun durch den Einflus, den die diphtheritischen Halsmassen auf das Körperinnere ausüben, dabeist eine Summe von Bestrebungen angereizt, so suchen die Organe (ebenso wie die Halsgewebe vermittelst der Entzündung) durch lebhaftest Tätigkeit die krankhaften Produkte abzufcheiden.

Diese lebhaftest Tätigkeit ist aber gekennzeichnert durch die gesteigerte Wärme sämtlicher Organe, welche wie mit dem Namen „Fieber“ bezeichnet. Nun sind es hauptsächlich vier Organe, welche die im Körper verbrauchten Stoffe und ebenso die krankhaften abzufcheiden haben: Haut, Ausatmung, Nieren und Darm, weshalb auch diese vier Organe ganz besonders sicherheitlich sein werden.

Der andere Weg, durch den auch Diphtheritis sich bilden soll, ist folgender:

Es werden durch die Lunge vererbliche Stoffe aufgenommen, oder solche in den Verdauungsapparat eingetracht, welche in das Innere des Organismus übertreten und dabeist nur Bestrebungen anreizen, die theils, wie alle daraus entstandenen krankhaften Stoffe durch die Haut zc. vermittelst heiferber Tätigkeit dafselben abzufcheiden werden, und zur Entzündung dieser Ausscheidungsorgane führen könnten, theils aber auch durch brandige Zerstörung von Geweben des Halses ausgeschieden werden können.

Dr. Sturm fährt nun über die Entleerung der furchtbarsten Krankheit fort, indem er aus einer Schrift des Dr. Oldmann Folgendes citirt:

Auf Grund massenhafter Beobachtungen hatte ich schon früher die Ansicht ausgesprochen, die Diphtherie entstehe nicht aus Einflüssen der Luft, auch nicht aus Trinkwasser, auch sei Anlehnung ebenso wenig wie bei der Trichinose zu beschuldigen, sie entstehe vielmehr aus dem Darminhalt aus, und zwar, wie die Trichinose aus ganz bestimmten Speisen, welche in den letzten 3—8 Tagen vor dem Ausbruche der Krankheit gegessen worden sind. Die Ausweise meiner damaligen ersten Forschungen, auf Grund früher beobachteter Dorspepidemien, befand nun in allgemeinen Thatsachen, nämlich 1. daß der Krankheits-Genus der Diphtherie nicht in der Luft, der Strahe oder den Cloaken, in den Brunnen, den Schulen u. s. w., sondern in der Küche sich aufhalte und hier an eine feinsten harmlos scheinende Speise gebunden sei, 2. daß diese Speise keine Fleischspeise, sondern eine vegetabilische sei, 3. daß Kinder, so lange sie außer Milch noch keine anderen Speisen genießen, von der Radenfäule verschont bleiben, 4. daß die Diphtherie in dem gewöhnlichen Sinne, d. h. von Person zu Person nicht ansteht, 5. daß zu Diphtheriezeiten und an Diphtherieorten durch Enthaltung von bestimmten, näher zu bezeichnenden Pflanzen-Speisen die Diphtherie sicher keine verleben werden, 6. daß man jeden Fall von Radenfäule im ersten Stadium durch eine ausgiebige Entleerung des Darmcanals im Keime erlösen könne, 7. unter Anwendung von Abführmitteln und Kaltwasserflüßigkeiten die Krankheit von den noch gesund gebliebenen Kindern einer schon ergriffenen Familie abhalten könne, 8. daß die Sanitätspolizei es in der Hand habe, die Diphtherie, diese Pest der Kinderwelt, zu unterdrücken und zu verhüten. Ich konnte damals bei meinen ersten Beobachtungen noch nichts Gewisseres über eine bestimmte zu beschuldigende Speise feststellen, ich hatte deren noch mehrere in gleichmäßig beschränktem Verbrachte. Aber selbst wenn nur obige 8 Sätze sich bewahrheiten ließen, dann müßten die bisherige Diphtherieliteratur und die Forstmethode mit ihr auch ein Vermehr, denn als ein Hilfsmittel zur Erforschung und Bekämpfung der Radenfäule erscheinen. Da kam eine neue, große Dorspeidemie mir zur Hilfe, eine Dorspeidemie von Diphtherie oder Radenfäule in der oberen Dorspälfte des Aderborkes Brachelm im Sommer 1879.

(Schlus folgt.)

Tübinger Professoren-Familien.

Sin Kulturbild aus dem 16. Jahrhundert.
Von Bruno Gebhardt.

Ein lebhaftes Bild der Robeit und der Demoralisation, wie sie selbst in den Kreisen der gelehrten Welt am Ende des 16. Jahrhunderts herrschte, gewähren uns einige Familien, die in dem Tübinger Universitätsarchiv aufbewahrt sind. Aus dem Jahre 1591 wird gemeldet: Der Herzog hat durch seine Vikaritäten in glaubwürdiger Erziehung gebracht, daß Dr. Hamberger und Grassi (zwei Tübinger Professoren)

Sausfrauen, so Schwestern sein, sich nicht gegeneinander halten, sondern, wenns erträut, Gatt lästern, übel fluchen, daneben der Leuten, nachzusehen, sonderlich des Grassi Weib die Predigt göttlichen Wortes ungeschicklich besuch, oftmals außer der Stadt gen Luffnau und Derendingen (unbeglegene Vergnügungsorte) ziehe und sich unter solchen ziemlich verdächtig mache.“

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und die Kinder dieser ehrlichen Professorenfrauen waren gar über gerathen.

So melden die Protokolle von jungen Hamberger das eine Mal, er hätte einen Wächter den Spieß gehalten, das andere Mal, er hätte ein Schlägerl begonnen, wobei ein Student von einem Schmeidegeffellen niedergebunden worden sei. Ueberhaupt sei es communis vox, der junge Hamberger sei ein magnus, schlag frack einen an den Hals. Bald darauf legt Hamberger mit drei Comissionen in des Pfenkers Haus und trinken mit diesem 23 Maß Wein, worauf sie sein Schwurz zu sehen wünschten und einen Strich von ihm erhitzen. Nach dieser Waffire wird Hamberger auf einige Wochen in's Carcer gelegt und ermillich ermahnt, der schwarzen Kunst abzugeben. Aber kaum ist er dem Carcer entgangen, als er wieder seine alten Streiche beginnt, die Leute auf der Strafe angreift und sich mit ihnen hauet. Eine Zeit lang schweigen die Protokolle von ihm, als er wüßlich wieder auftaucht und angeklagt wird, mit einigen Comissionen bis nach Mitternacht in der Stadt umhergegangen zu sein und vor der Professoren Häuser das Lied „von den L.-Nonnen“ und andre schamlose Lieder gesungen zu haben. Auf die Abmahnungen des Bedells und Wächters erfolgte die Frage: ob ihnen die Haut heiße? Sie wollten die Klänge mit ihnen theilen. Sollte das sein lehrer Studentenreich gewesen sein? Wenigstens finden wir ihn bloß noch einmal — schon als Dr. Hamberger — wieder, wo er angeklagt ist, einen Bechtel des Senats zum Fenster hinausgeworfen zu haben.

Noch bedauerlicher war Professor Crusius, denn nicht allein Wuttin und Sohn mußten ihn schwere Sorge bereiten, auch seine Tochter Theodora benahm sich nicht gerade so, wie es ein Vater wünschen möchte. Es sei zum Verständnis hier bemerkt, daß in damaliger Zeit die Universitäten noch eigene Gerichtsbarkeit hatten, die sich nicht bloß auf die eigentlichen akademischen Bürger, sondern auch auf alle

Personen, die im engeren oder weiteren Verhältniß zu jenen standen, erstreckte, also beispielsweise auf die Familien und Bedienten eines Professors.

Dieser alte Professor Crusius nun klagt seinen Sohn beim Senat an, daß er gar unehorsam sei und Bücher verschle habe. Derselbe wird citirt, „ihm ein guter Ritz gegeben“ und dann in's Loch gelegt, ohne daß es, wie es scheint, viel Wirkung hatte, denn stud. Crusius lehrt mit ähnlichen Bergehen noch öfters wieder. Noch mehr Kummer bereitet dem bedauerwürdigeren Vater seine Tochter Theodora. Vergessens habe er sie ermahnt, so theilt er dem Senat mit, nicht ohne sich Wiffen zu beiraten; nun sei der Magister Feder in's Haus gekommen, und dem habe sie die Ehe versprochen. Er bitte nun, ihm zu helfen, „von diesem Feder untüchtig zu bleiben“. Magister Feder, vorgeladen, sagt aus, die Dirne habe ihn erst bewegt und angeprochen, ihr die Ehe zu versprechen und ihm eines daraus und daraus getrunken; er wolle sie aber unter der Bedingung verlassen, daß ihm kein Nachtheil daraus erwachse. Theodora erklärt nun vor versammeltem Senat, sie wolle keinen Anspruch auf ihn machen, könne ihn gar wohl lassen, wolle es aber nicht auf ihr Gewissen nehmen, sondern ihrem Vater folgen. Eine Confrontation der Parteien führt wegen der Gewissensfrage auch zu keinem Resultat. Endlich geht der Magister nach und will einen Entlassungsbrief geben. Aber zwei Tage darauf werden Beide wieder vorgelordert, weil sie noch eine Zusammenkunft unter der Hausthüre gehabt haben, und nun erklärt die züchtige Jungfrau Theodora, wenn der Vater es erlaube, wollten sie beisammen bleiben. Aber der alte Crusius ist hartnäckig und will seine Tochter nur einen geben, der sie ermahnen kann.

Das Ende dieser, in den Universitätsannalen gewiß einzig dastehenden romanischen Geschichte fehlt uns leider, culturhistorisch interessant ist aber unzweifelhaft diese Familiengeschichte der Hamberger und Crusius.

Die alten Kämpfe um den Besitz Europas.

(Mit Portrait und Illustration.)



Zeit zurück in der Geschichte, um fast 12 Jahrhunderte, liegt die große Zeit, in welcher sich der gewaltige Kampf zwischen Orient und Occident um die Herrschaft in Europa entschied, aber diese Kämpfe, und was ihnen voranging, deuten hin auf die ruhmvolle Größe der altgermanischen Rasse. Speriell die Gothen waren es, die ihren Heldennam bis über den äußersten Südwesten Europas ausstreckten und das sogenannte fränkische Reich zum alleinherrschenden auf dem europäischen Festlande machten.

Alpin von Heristal, Großfürst, d. h. Minister und Feldherr des Frankenkönigs, gab dem Schicksal der in moralische Verderbniß verfunkenen Merovingen, und damit den des Reichs, eine entscheidende Wendung. Ein kluger und gerechter Reichsverwalter, ein tapferer Held und Beschützer des Christenthums im Abendlande, schwang er sich selbst als obersten Machthaber an die Spitze des Reichs, ohne den königlichen Titel anzunehmen. Das Reich erstreckte sich damals von Italien und Spanien über Gallien, Schwaben, Aquitanien, Bayern bis hinauf nach Irland und bis zur Weichsel. Alpins Sohn Karl (Martell) machte alle großen, vorwärts königlichen Eigenschaften seines Vaters, und er ließ sich Schmeichler und Stab der Herrschaft nicht wieder aus den Händen winden. Karl Martell wurde in sehr Beziehung hochbedeutend für den Gang der Weltgeschichte in Europa: zum ersten Male wendete sich an ihn, statt an den ohnmächtigen Merovingen, welcher dem Namen nach noch König war, der römische Kaiser (Gregor II) um Schutz und Hilfe, wodurch die bleibende Verbindung zwischen Italien und Franken, speciell zwischen dem deutschen Reich und dem römischen Stuhle angebahnt ward.

Ebenso wichtig, wenn nicht noch einschneidender, wurde Karls Gewalt in ihrer Betätigung wider die durch Spanien vorgehenden Mauren, richtiger: Araber oder Saracenen. Somit Karl Martell die Sachsen, Frisen, Benen, Schwaben, Aquitanier, Bajuwaren wieder unter die einhellige Macht des Frankreichs gezwungen hatte, stellte er jetzt einen lebendigen Schutzwall gegen die heranbrausenden Maurenvoegen.

Es war ein gar mächtiges Reich, welches die Westgothen mit dem Herrscherthum in Toledo gegründet hatten, ganz Spanien gehörte zu demselben und das römische Christenthum florirte, während sonst die Gothen arisanische Christen gewesen waren.

Wahrscheinlich war gerade diese Glaubensänderung, in Verbindung mit der Annahme römischer Sprache, Sitten und Klärten, Ursache zur Spaltung und Schwächung des urgermanischen Nothendvolkes. Wenig, der Gotenkönig Roderich wurde bei Kress de la Frontera von dem aus Afrika herübergekommenen Saracenen-Feldherrn Tarif am 15. Juli 711 geschlagen und sein Reich vernichtet.

Die Mauren (dieser Name ist in der Geschichte jener Zeiten häufiger) waren fanatisch, kraftvoll, milde gegen Besiegte, auch wenn diese zu den Andersgläubigen gehörten. Für die Verbreitung ihres Glaubens mit gewaffneter Hand thaten sie Alles, was in ihren Kräften stand. Es war gewiß keine unkluge That des maurisch-spanischen Statthalters Abd-ul-Aziz, des ersten, der mit königlicher Gewalt regierte, daß er sich mit der Witwe des besiegten Gotenkönigs Roderich verband, aber dieser Compromiß würde ihm nicht verzeihen: er mußte sterben, das Volk ermordete ihn als einen Schwächling, der von seinen Leidenchaften gegängelt wird. Und doch hatte dieser Abd-ul-Aziz viel Edeles in seinem Wesen, er duldete im Lande Christen und Juden, nur daß sie $1/10$ bis $1/5$ von allen ihren Einkünften abgeben mußten und es nicht wagen durften, gegen den Islam das Geringste zu äußern oder zu thun.

Auch sein Nachfolger El Gor herrschte nach seinem Geiste, er war aber der Erste, welcher das Programm der Mauren, den Islam weitbeherrschend zu machen, über die Pyrenäen nach Südfrankreich trug. Immer weiter langten, mit wechselndem Wassenglück, die maurischen Hände und unter Abd-ur-Rahman schien es, daß auch das Reich der Merovingen werde gerettet werden. Gewiß wäre dies gelungen, wenn nicht seit Alpin die energischen „Kauzweier“ sich selbsthülftig an Stelle der letzten entsetzten Merovingen gesetzt hätten. Nun wurde deren Usurpation durch die geschichtliche Nothwendigkeit legitim. Karl Martell lieferte mit seinen eiferen Helden den zähen Moslems die ewig denkwürdige Niesschlacht bei Tours und Poitiers im Jahre 732. Er schlug sie wiederholt im Jahre 737 und wurde so für die Christenheit ein Held und Wohltäter, dessen Andenken unverlöschlich bleiben muß, denn ohne ihn wäre sehr möglicher Weise auf Jahrhunderte hinaus der ganze Westen, das ganze germanische Völkergelände dem Islam verfallen.

Karl Martells Enkel, der große Karl, erster römisch-deutscher Kaiser, vollendete seines Großvaters Werk: er bannte die Maurenansätze für alle Zeit jenseits der Pyrenäen, ja er überschritt selbst mit seinen unsterblich gewordenen Helden das trennende Wehrge, eroberte Navarra, Catalonien und ein Stück Aragonien und gründete die „spanische Mark“, nach seiner Weise, alle Grenzen des mächtigen Frankreichs durch freiwillige Markgrafen vertheiligt zu lassen. Wenn auch die Mauren nicht rübten und wenigstens Spanien mit zäher Kraft verteidigten, wenn auch Karls des Großen Neffen (Bozanger, Roland, Bayard, Oben, Menua u.) sammt den englischen und schottischen Hiltstruppen im Jahre 799 in dem berühmten Thal von Roncevaux blutig geschlagen wurden und damit die „spanische Mark“ wiederum vernichtet war — über die Pyrenäen sind die Zelamiten nie mehr vorgegangen.



Kampf zwischen Christen und Mauren im 8. Jahrhundert. (Text siehe Seite 680.)

Ein deutsches Bürgerkind.

Novelle von Johanna Soffma.

(Fortsetzung.)

X.



Esriede hatte den nichtsahnenden Gatten mit dem zwischen Maria und Theodor geschlossenen Bündniß bekannt gemacht. Anfanglich hatte er wohl bedenklich den Kopf dazu geschüttelt und nichts davon hören wollen, denn obgleich er Theodor in letzter Zeit sichtlich zugethan, schien er ihm doch nicht der gewünschte Mann für seine Tochter zu sein, die ihm bekannten leichtsinnigen Streiche desselben paßten ihm nicht bei seinem Schwiegersohn. Doch Esriede verstand ihm Alles zu widerlegen, die Liebe könne nur veredelnd auf ihn wirken, Theodor sei zu dem Herzen gut und Maria werde ihn schon zu leiten verstehen.

Er hatte somit nachgegeben, ging ihm doch selbst das Glück seiner einzigen Tochter über Alles, seine eigenen Wünsche wurden dadurch zum Schweigen gebracht. Man ging daran, Zukunftspläne zu entwerfen. Theodor sollte nach den jetzt vor der Thür stehenden Verhältnissen seinen Abschied einreichen, auf ein Jahr lang irgend eine landwirthschaftliche Akademie beziehen, ein anderes Jahr irgendwo praktisch thätig sein, und dann erst auf ein unterdessen anzulaufendes Gut Maria als Herrin heimführen.

Die Projekte paßten zwar der Gräfin nicht ganz, dennoch erhab sie keinen Einspruch dagegen. „Kommt Zeit, kommt Rath,“ tröstete sie sich. Solgld das Gut nur erst gekauft, wollte sie schon dafür sorgen, daß die Hochzeit nicht auf sich warten ließe. Zu was brauchte Theodor besondere landwirthschaftliche Kenntnisse, wenn er fortan die Mittel dazu besaß, sich einen Bannern halten zu können. Sie hüthete sich aber wohl, den Amtsrath jetzt schon mit dieser ihrer Ansicht bekannt zu machen, und ging deshalb heimlich auf seine Anordnungen ein. Es kamen aber Hindernisse von anderer Seite, die wir im Gärtnerhause kennen lernen.

Milliarden von Staubatomen tanzten in den schräg zum Fenster hereinfallenden Sonnenstrahlen, und das Summen der Fliegen vermischte sich mit dem gleichmäßigen Tictad der großen schwarzwälder Uhr.

Die wirren, trotz des vorgerückten Nachmittags noch unfrisiertten Haare mit einem fettenen Mollhaubchen bedekt, sah er lag vielmehr Frau Babette in einem hochgehigen Kofseffel. Die mit zielichen, wenn auch etwas schief getretenen Pantoffeln belleideten Füße ruhten vorgehoben auf einer hölzernen Fußbank, und das in legeren Falten ihren zur Magerkeit neigenden Körper umfließende Kleid von dunklen Wollstoff verfehlte ebenfalls nicht, den seloppen Eindruck zu beschärfen. Denn scharf ausgeprägten Ordnungssinn des Gärtners war diese Nachlässigkeit ihres Anzuges von jeher ein Dorn im Auge gewesen, er hatte jedoch trotz aller Mühe nicht vermocht, hier eine Veränderung herbeizubringen, und sich mit der Zeit darein geüben; nur daß hin und wieder seine Spottlust noch darüber reg wurde.

Laut gähnend hatte sie das Buch, in dem sie eben noch gelesen, zugehlagen, als ihr jüngstes Töchterchen, ein kleiner fünfjähriger Blondkopf, hereingefprungen kam.

„Mutter, rief es ganz athemlos, „der Herr Graf kommt, er spricht draußen mit dem Theodor, wir haben ihm schon gesagt, daß der Vater nicht da ist und er deshalb weiter gehen kann. Aber die Toni ist auch nicht zu Hause.“ Lebte sie atthung hinzu, „die ist mit der Frau Pastorin nach der Stadt gefahren.“

„Halte Deinen Mund, Du unzühes Ploppermaul,“ schalt Frau Babette unvorsich. Ihr Blick glitt durch das Zimmer, auf dem alten Ledersoffa lag noch das Kopfkissen, dessen sich

ihr Mann bei seinem Mittagsschläfchen bedient hatte, Ami hatte es sich darauf bequem gemacht; den Hund mit einem Schläge aufjagend, warf sie es durch eine schnell geöffnete Thür in das Nebenzimmer. Vor den Spiegel tretend begann sie in Eile ihren Anzug etwas zu ordnen.

„Ich höre doch nicht?“ sagte der Graf eintretend. „Ich komme, mich erkundigen, ob die Cotillonbouquets zu heut Abend fertig geworden sind.“ Nach der Gärtnerin hinüber sehend fiel ein deutungsvoller Blick auf das Kind.

Sie verstand ihn. „Geh hinaus, Tobi,“ befohl sie kurz, „bleibe bei den anderen Kindern.“

„Mutter, Du weißt, die schönen Blumen stehen im Keller,“ warf das Kind im Geheh zögernd ein, „darf ich Brimo und Theodor sagen, daß sie herauf gebracht werden sollen?“

„Nein, ich werde sie dem Herrn Grafen schon selbst zeigen,“ und das Kind am Arme nehmend schob sie es hinaus, und schloß hinter ihm die Thür. — „Toni hat Ihnen doch gestern gesagt, daß sie heut nicht zu Hause sein würde; haben Sie mir etwas Besonderes mitzutheilen, Herr Graf?“ Sie bot ihm einen Stuhl an.

„Ich glaube — ich hoffte eigentlich, sie schon zurück zu finden.“

Die kleinen stehenden Augen der Gärtnerin schienen ihm bis in das Innerste seines Herzens dringen zu wollen.

„Sie wissen, Toni hat keine Geheimnisse vor mir, wenn ich ihr etwas aussuchen soll, können Sie es mir getrost sagen.“

„Ach ja, ich wollte Sie bitten — ich weiß, Sie sind eine vernünftige Frau — doch ich habe wenig Zeit.“ Er stand auf. „Es ist das Beste, ich lasse diesen Brief für Toni zurück und komme morgen, um das Nöthige dann weiter zu verordnen.“

Die letzten Worte waren im Verhältniß zu der stockenden Einleitung schnell und geläufig aus seinem Munde hervorgekommen, und ehe es sich Frau Babette versah, war sie wieder allein. Das in ihren Händen zurückgeliebene Billet gegen das Fenster haltend, stand sie kopfschüttelnd da.

„Was hatte er nur?“ sagte sie nachdenkend; „er war ganz anders als sonst, ich habe ihn noch nie so gesehen. — Ob ich den Brief öffne? — Nein, Toni würde ungehalten darüber sein.“ Sie schob ihn mit raschem Entschluß in ihre Kleiderstiefe.

Es war auch die höchste Zeit gewesen, wenn es noch unbemerkt hatte geschehen sollen, denn, sich finstern umsehend, trat bald darauf die in Folge der vielen gebühten Beschäftigung stark nach vorn geneigte Gestalt des Gärtners durch die Thür. „Was hatte der Windbeutel hier zu suchen?“ fragte er scharf.

„Ich weiß nicht, wen Du meinst,“ entgegnete sie mit verstellter Unwissenheit.

„Wen anders als den Bettelgroßen oben vom Schloß.“

„Güte Dich, daß diese Worte nicht der Herr Amtsrath hört, er könnte wenig von den Beleidigungen entzünd sein, welche Du seinen Gästen anthat.“

„Schweig, Du alte Knapperlein,“ herrschte er sie an. „Er wird mich nie abhalten wollen, mein Hausrecht zu wahren.“ Mit rauhem Aufsatzen warf er sich so heftig in einen Stuhl, daß derselbe laut knakte.

„Wahrlich,“ fuhr er fort, „Du bist eine schöne Mutter; anstatt die verrückte Tochter wieder auf die richtige Bahn zurück zu führen, hilfst Du ihr noch selber den Hinterlatz legen — fürwahr, ich hätte das Mädchen auch für vernünftiger gehalten.“

Frau Babette war nicht einen Augenblick in Zweifel, worauf seine Worte hinielen. „Aber so sprich Dich doch endlich aus was Du hast,“ sagte sie nichtsdestoweniger.

Der Gärtner war wieder aufgestanden und dicht vor sie hingetreten. „Wenn ich keinen Beweis in Händen hielte, wärst Du jetzt noch im Stande, mir in's Gesicht zu lügen; — sieh, was ist das?“ Er hielt ihr ein Blatt Papier vor die Augen. „Es sind nur wenige Blätter, ich will sie Dir vorlesen: „Komme heut Nacht in die Eheleude, die Mutter will dafür sorgen, daß mir die Hausthür offen bleibt.“

Frau Babette gab sich Mühe ihre Fassung zu bewahren. „Wo hast Du den Witz her?“

Ihr Mann blickte sie drohend an. „Ich begegnete vor einigen Augenblicken Euren sauberen Herrn Grafen, er kam wahrscheinlich wieder von hier und hat Dir irgend eine Bestellung aufgetragen, aber sieh Dich vor, ich halte meine Augen jetzt offen! Als er einige Schritte an mir vorbei war, sah ich dieses Papier an der Erde liegen, ich hatte beobachtet, wie er es unbemerkt mit dem Taschentuch herausgezogen, ich wollte ihn schon darauf aufmerksam machen, als ich Tonis Handbüchlein erkannte und es selbst an mich nahm. — Hast Du mir nichts zu sagen?“

„Doch; warum sollen sich Liebesleute nicht einmal heimlich gewähnt, so sind wir doch verpflichtet, unsere Kinder vor dergleichen Verirrungen zu hüten. Wir gehen die Augen immer mehr auf, darum ließ es auf einmal, der junge Lehrer aus dem Dorfe wäre keine Partie für Toni, sie liebe ihn nicht, man könne sie doch nicht mit Gewalt unglücklich machen — freilich als Waitresse eines Grafen kann sie sich mehr mit dem in Deinen Augen so hoch steigenden Fitterhaat umgeben. Was sagst Du ein geschäftliches Ding noch der Ehre, wenn die Mutter ihrem Leichtsinn willige Unterstützung leiht!“

„Bist Du jetzt mit Deinen Leidigungen fertig? Von einer Waitresse ist überhaupt hier nicht die Rede — Toni heirathet den Grafen!“

Das Wort war heraus und triumphirend blickte sie ihn an, um die Wirkung davon zu beobachten, sie entsprach nicht ihrer Erwartung.

Einen Augenblick schien der Gärtner erstarrt, dann aber presste er mit so heftigem Druck Ihr Handgelenk, daß sie hätte aufschreien mögen.

„Was sprichst Du da, Weib, hast Du ganz Deinen Verstand verloren?“ Er ließ ihren Arm los und stieß sie von sich. — „Gott sei Dank, Du bist nicht ganz so schlecht, wie ich Dich gehalten, und Deut Leichtsinn entspringt mehr einer dummen Eitelkeit. — Aber ich will dem Windbeutel sein Handwerk legen, noch in dieser Stunde gehe ich hin zu dem Herrn Amstrath, um . . .“

„Das wirst Du nicht thun,“ unterbrach sie ihn ängstlich. Wieder lachte er laut auf. „Wilst Du mich daran hindern? Schnell meinen Rod her!“

Sie hielt ihn am Arme fest. „Wilhelm,“ bat sie auf einmal einschmeichelnd, „sei vernünftig, laß mich allein hier gewähren. Wenn Du meinst, daß Tonis Ehre durch diese nachlässigen Zusammenkünfte irgend wie gelitten, so wird er sie, indem er ihr seinen Namen — den Namen einer Gräfin Wallen — giebt, wieder rein waschen. — Ich weiß, Toni ist ja auch Dein Stolz, warum willst Du ihrem Glück hinderlich sein?“

„Unselige, Du glaubst im Ernst, daß der Graf sie zu seinem Weibe zu machen gedenkt?“

Babette atmete auf, sie wählte ihn gewonnen zu haben. „Und warum nicht, lieber Wilhelm? Sieh, zu der Zeit als ich in der Residenz war, hat auch eine meiner Standesgenossinnen einen Baron geheirathet, seine ganze vornehme Verwandtschaft war dagegen, sie konnte ihn jedoch in seinem Entschluß nicht wankend machen. Warum soll denn ein

armes Mädchen nicht auch sein Glück machen können. Ich habe es schon an Tonis Wege gedahnt, daß sie einer großen Zukunft entgegen geht.“

„Ganz abgesehen davon, daß der Graf bettelarm ist und eine Frau ohne Geld nicht gebrauchen kann, bist Du ordentlich auf die Einntrübnisse gegangen. — Hast Du Dir nicht etwa gar noch ein schiffliches Ehedepotachen geben lassen?“ Trotz der Ironie in seinen Worten rechnete Frau Babette doch auf bereits gewonnenes Spiel, sie ließ sich durch seinen Einwurf auf der Armut des Grafen nicht einen Augenblick von der Bahn abbringen.

„Wenn auch das nicht,“ versetzte sie, „so hat doch Toni diese Briefe von ihm, und nicht ein, nein hundert Mal ist es darin zu lesen, daß er sie zu seiner Gattin vor Gott und den Menschen machen werde, vor der Hand müsse jedoch das Verhältniß noch geheim bleiben, er sei von seiner Mutter noch abhängig, aber er habe bereits Schritte gethan, um in Kürze selbständiger handeln zu können.“

„Natürlich, auf eine Hand voll Lügen kommt es nicht an. Aber wo hat Toni die Briefe — ich will sie haben.“

„In ihrem Schube eingeschlossen, sie hat jedoch den Schlüssel mit und da wirst Du Dich wohl noch etwas gedulden müssen.“

„Das heißt, wenn ich nicht vorgehe, das Schloß aufzubrechen.“ Er schritt auf die Thür zu.

„Wilhelm, — mein Gott! — so warte doch einen Augenblick!“ rief sie ihm nacheilend. „Sieh,“ — sie zog dabei den erst vor Kurzem von dem Grafen empfangenen Brief aus der Kleiderstasche, — „den hat er mir vorher für Toni übergeben, es wird wohl dasselbe, wie in den anderen darin stehen, wenn Du also durchaus darauf bestehst . . .“

„Gieb her!“ Bevor sie es sich versah, hatte er das Schreiben an sich genommen. Und jetzt meinen Rod, einem solchen Beweis gegenüber wird hoffentlich der Herr Graf bald feilkauf werden — vorher wollen wir doch aber erst einmal sehen, was er überhaupt schreibt,“ setzte er hinzu und riß das Couvert herunter.

„Wilhelm, Du hast mich hintergangen, Du willst doch noch zum Herrn Amstrath gehen!“ freischte Babette auf und pökte ihm den Brief fortnehmen.

„Jurid Weib,“ donnerte er sie an, „wenn ich mich nicht zum ersten Male an Dir vergreifen soll! Höre, Du sollst nicht zu kurz kommen: „Meine Hergensgeliebte,“ las er vor, weiter kam er nicht. — „Aber was ist das, da lies den Witz selber.“ Er schleuderte ihr, in lautes Hohlnachen ausbrechend, das Papier zu.

Sie hob es von dem Fußboden auf und trocknete ihr die Buchstaben vor den Augen trocken, begann sie folgende Zeilen zu lesen: „Die Verhältnisse zwingen mich, dem Wunche meiner Mutter nachzugeben und mich heut Abend mit meiner Cousine Maria zu verloben. Ich hätte Dich gerne anders darauf vorbereitet, die Zeit ist jedoch zu kurz, und ist es mir auch selber überraschend schnell gekommen. Kann ich Dich deshalb aber auch nicht als meine Gattin anerkennen, so bleibst Du doch ewig meine Hergensgeliebte, wir werden und müssen Wege finden, uns eine ewige Trennung zu ersparen. — Bis in den Tod — Dein Feodor.“

Der Gärtner hielt in seiner Promenade durch das Zimmer inne und blieb vor seiner Frau stehen. „Was sagst Du nun, hatte ich Recht?“

Sie hatte keine Antwort; convulsivisch schluchzend barg sie das Gesicht in beiden Händen.

„Was ist es mit dem Briefe?“ Toni selbst sprach diese Worte, sie war unbemerkt schon vor einer Weile eingetreten, jetzt ließ sie die Lehne eines Stuhles, an welcher sie am Eingange gestützt stehen geblieben, los und kam wankenden Schrittes näher.

Mit einem Aufschrei wollte die Gärtnerin den Brief verbergen. Zu spät, die Tochter hielt ihn schon in der Hand und wachte sie stumm ab.

Es hatte bereits zu dunkeln begonnen, Toni mußte deshalb, um noch sehen zu können, an das Fenster vortreten.

Beschwunden vor der Woll des alten Mannes, als er auf die im Zwielicht stehende zitternde Gestalt der Tochter hinblickte, er sah ihre Hand nach dem Fensterkreuz greifen, und schnell hingspringend, fing er die Umfinkende in seinen Armen auf.

„Mein armes, irrefeleitetes Kind,“ sagte er und strich ihr die braunen Haare von der feuchthalten Stirn, „nimm Dir die Sache nicht so zu Herzen, noch hast Du einen alten Vater, der den Buben nicht ungestraft mit Dir wieder spielen lassen.“

Sie richtete sich aus seinen Armen auf, noch wankte sie, bald stand ihr Fuß wieder fest.

„Vater,“ bat sie, seine schwielige Hand küssend, „laß mich allein gehen, ich habe nicht noch Dir gefragt, als ich dieses ungeliche Verhältnis einging, verzeihe mir dieses Unrecht, das fürchte nicht, daß ich mit jezt noch etwas vergeben werde — mit ihm bin ich fertig, die Thränen fielen ihr dabei aus den Augen, „aber eine Andere vor dem Unglück an seiner Seite zu bewahren, dazu ist's noch Zeit — ich muß gleich zu Fräulein Maria!“

XI.

Fräulein hüllte sich Toni aus dem Hause tretend in ihr Tuch. Der Gärtner hatte ihr bis zur Schwelle der Thür das Geleit gegeben.

„Geh mit Gott, mein Kind,“ sagte er, ihre kleine zitternde Rechte freigebend. Er blieb stehen, um der in der Ferne verschwundenen Gestalt nachzusehen.

Weggelagerten Fußes eilte das junge Mädchen die schon dunkelnden Gänge entlang, mitunter blieb sie einen Augenblick wie ausrubend stehen, ihre zitternden Knie drohten zusammen zu brechen, aber ihr Wille trieb sie immer wieder vorwärts. Die Fenster des Schlosses begannen sich schon zu erleuchten, in dem großen Saal brannte, mit dem Tageslicht einigend, bereits der Kronleuchter, der Reflekt seines Lichtes fiel hinaus auf die glühenden Steinchen des Kiesweges.

Toni vermied es, in das Helle zu treten, ihre Gedanken waren so finstler und schwarz, daß sie selbst dem äußeren Lichtschein nicht so nahen wollte; hart an die Mauer gedrückt suchte sie durch eine Seitenthüre in das Schloß hinein. Mit den Räumlichkeiten bekannt, wollte sie, eben hinter einem Pfeiler hervortretend, die von einer Hängelampe erleuchtete Treppe in die Höb's schlüpfen, als sie Stimmen vernahm, und deutlich

in dem Veffher der einen den Grafen Feodor erkannte. Vor Schreck erstarrt blieb ihr kaum so viel Zeit, in den Schatten der in Stein gehauenen Figur eines bekanntesten Ritters zu treten; ihre Arme um einen Theil seines Riesentelbes schlingend, hielt sie sich aufrecht.

Der Graf war jezt dicht in ihrer Nähe, ihm zur Seite ging seine Cousine Maria.

„Du bist so ernst und schweigsam, Geliebte,“ hörte sie ihn sagen, „wenn nur der zehnte Theil von dem Glück, was in meinem Herzen wohnt, Wiederhall in dem Deinen findet, so gehen wir sicher einer lächelnden Zukunft entgegen. Warum bist Du nicht heiter, gleich wie ich?“

„Habe Geduld mit mir, Feodor,“ antwortete Maria, „es ist mir noch Alles so neu, ich muß mich noch besser in die Verhältnisse hineinleben. Doch was war das, hörtest Du nicht auch einen unterdrückten Schrei?“

„Meine Geliebte, Du täuschst Dich,“ entgegnete er bestimmt, dennoch blickte er wie suchend rückwärts, sein Auge verfehlte dabei die am Sockel der Ritterstatue ohnmächtig zusammengefunkene Gestalt.

„Unser junges Glück ist noch nicht viel über vierundzwanzig Stunden alt,“ plauderte er weiter, „und heut Abend, wenn ich Dich vor aller Welt als meine Braut nennen darf, bin ich vorläufig am Erdziel meiner Wünsche angelangt. Ich freue mich jezt schon auf die Augen Hochzeits; wenn er nur nicht bei der Proclamation unserer Verlobung zu Stein erstarrt. Hast Du gesehen wie er erlebte, als ich ihm gestern begrifflich machte, daß niemand Anderes als ich ein Anrecht auf Deinen Collon habe? Und denke Dir das Neueste: er hat Papa heut Morgen gesagt, daß er den Winter über auf Reisen gehen will. Papa schien es unlieb zu sein — nun ich denke, er wird noch zu ersehen sein!“

Hätte Feodor das Gesicht Marias sehen können, er wäre sicher sofort verstummt. Die linke Hand auf das Herz gedrückt, war sie blutroth geworden, um dann ganz zu erbleichen; was bisher nie zur Klarheit bei ihr geworden, das wußte sie jezt, Feodor war nicht der Mann ihrer Herzenswahl, ihre Liebe gehörte einem Andern.

„Schmide Dich, meine Herzensgeliebte,“ sprach Graf Feodor, ihr an der Thür ihres Zimmers die Hand küssend, „ich bin eitel und will Dich schon sehen, Du sollst nicht allein mir gefallen, nein, alle Andern sollen mich auch noch um Dich beneiden.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Trinken von Mineralwässern.

Von Dr. med. Kalusche.

(E. d. H. B.)



anz falsch und schon oft durch die überliefen Folgen gerächt ist das Beginnen vieler, die noch am Vorabend der Brunnenkur alles das in Speise und Trank zu genießen suchen, vor dessen ihnen drohender Entbehrung sie schweben. Eine Fülle von schweren heftigen Mineralwässern in einen von einer durchschweiften Nacht und spirituellen Getränken durchschweiften Magen, dürfte bloß für eine Natur ungeschicklich sein, die überhaupt einen Brunnenkur bedarf. Es wird es auch kein Adbarzt erlauben, daß der Ankündigung am Morgen nach einer anstrengenden Reise mit einer vollen Brunnenkur beginnt.

Kommen wir zu dem Verhalten während der Brunnenkur selbst, so gefallen die allgemeinen diätetischen Regeln in zwei Abtheilungen: in das Verhalten beim Trinken der Mineralwässer selbst und in die Vorschriften für die während der Brunnenkur ununterbrochene Lebensordnung. Ich schilde noch voraus, daß jeder von meinen Vefen so der Wissenschaftlichkeit unseres ärztlichen Standes so viel Vertrauen haben sollte, daß er nur auf den Rath und die Wahl seines Vertrauensarztes hin eine Brunnenkur unternimmt. Die Schilderung eines Freundes, wie gut ihm der oder jener Brunnen bei seinem aufsteigend gleichartigen Leiden bekommen sei, kann einen Jeden zu großen Mißgriffen verleiten. Je heftiger ein Brunnen bei der ihn erforderlichen Krankheit ist, um so schädlicher kann er an falschem Ort wirken. Wenn sollte sich kein der Kurort selbst aufsteigender Kranker ganz von den

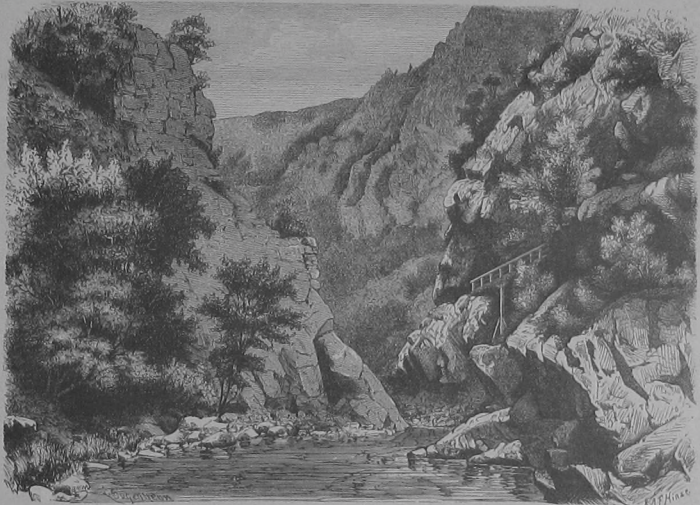
Brunnenärzten emancipiren. Mit einer Krankengeschichte seines behandelnden Arztes ausgerüstet, gebe er dem Brunnenarzt die Möglichkeit, ihn wie einen bekannten Organismus zu behandeln, etwaige beim Brunnenwassereintretende Kräfte zu erkennen und die Brunnenkur zu seinem Ziel und seiner Genesung zu leiten.

Die beste Tageszeit zum Trinken der Mineralwässer ist der frühe Morgen. Man entgeht in dieser Zeit der Hitze des Tages. Der Körper ist durch die Nachtruhe erquickt, der Geist gefrückt, das Gemüth durch seine aufregenden Einflüsse in Schwungung gebracht. Der Magen ist leer, die Menge der Feuchtigkeit des Körpers durch Ausbannung und Schweiß vermindert. Die Quelle selbst, wenn man sie am Kurorte genießt, enthält das durch die Kühle der Nacht gebundene Gas in größeren Mengen. Die fröhe Morgenstunde im Hochsommer, eine wenig spätere in dem früheren und späteren Monat ist die richtige Zeit. Diese frühe Morgenstunde verlangt natürlich für solche Individuen, die nicht an dem Gemüth der Morgenluft gewöhnt sind, besondere Verhaltungsmaßregeln. Die Kleidung muß eine des Körper warm haltende, aber nicht beschwerende und in der beim Trinken nöthigen Bewegung hemmende sein. In dieser Beziehung wird wohl weniger vom männlichen Geschlecht gefordert, als vom weiblichen, welches namentlich am Kurorte seine Eitelkeit nicht verlagern kann und das Schürleichen mit zur Brunnenpromenade nimmt. Die Erklärung ist deshalb kein Brunnenkurtrinken um so leichter möglich, weil durch den Brunnen selbst

namentlich durch den Genuß heißen Brunnens, die Hautthätigkeit und Gouttaffectionen bedeutend erhöht und vermehrt ist. Die Bewegung in freier Luft, als Gehen, Reiten und Fahren, muß während der ganzen Kurzeit eine mächtigste reichliche sein, während der morgendlichen Trinkzeit aber eine andauernde.

Trinke langsam und wandle dabei,“ das sei der Wahlspruch des Brunnentrinkens. Stetig wandeln, das heißt mäßige andauernde Bewegung soll der Brunnentrinker sich machen, nicht aber sich in Entfernung und Ganganart schwer zu überwindende Aufgaben stellen. Wenn der durch Verunsichert und Lebendwille in seinen Kräften Geschwächte durch forcirte Märsche und Anstrengendes, ihn in Schwelch und Abspannung verlegendes Vergleichen die Wirksamkeit seines Brunnens zu erhöhen glaubt, so schießt er zu seinem Schaden über das Ziel hinaus. Nach ihnen darf der Kurgast zur Abwechslung, wenn seine Kräfte in Wausen eine derartige Abwechslung erfordern.

daß wir aber auch den festen Willen haben müssen, kühere uns alterierende Einflüsse weniger auf uns einwirken zu lassen als sonst, ist schon bei der Wahl der Zeit zur Brunnentour erstet worden. Was die körperliche Diätetik, die Einstellung von Schlafen und Baden, die Feststellung der Speise- und Getränkeart anbelangt, so muß ich mich in Anbetracht der Reichhaltigkeit dessen, was wir essen und trinken, auf die Zeichnung von Grundzügen beschränken. Auch das leicht verdauliche tierische Fett ist beim Brunnengenuß schädlich, da der Brunnen viel mehr den Jock hat, mit den oft beim magersten Menschen an unredlicher Stelle abgelagerten Fetten durch seine Salze Verbindungen eingaugen und sie auf dem Wege naturgemäher Absonderung aus dem Körper zu entfernen. Also Butter und Fett stehen unter dem Interdikt, nur den gedörrten oder getrockneten Speisen können sie in mäßiger Weise zugesetzt werden. Frische Früchte vertragen sich mit keinem Mineralbrunnen, heisse Kolliken, Darcböden und allgemeine Krampf-



Die Carlsbrücke in Bodethal des Harzgebirges. (Siehe Seite 687.)

Um mich mit dem Leser über das „Wie“ des Brunnentrinkens zu verständigen, so wird dasselbe durch die Temperatur und den Gasgehalt des Brunnens unserer Wahl bestimmt. Der Carlsbader Sprudel in einer natürlichen Wärme von 59° Rm. und der künstlich erwärmte Carlsbader Mühl- und Schloßbrunnen lassen sich bloß allmählich schliefen. Ein hart kohlensäurehaltiger Brunnen muß, wenn gerade auf den Genuß der Kohlensäure Werth gelegt wird, in kleineren Quantitäten, aber jedes Mal rasch genossen werden. Jedem Brunnentrinker ist es zu empfehlen, daß er durch geringe Quantitäten den Magen und die übrigen Verdauungsorgane an diesen ungewohnten Morgengenuß gewöhnt und stetig und allmählich sich größere Mengen zuführt. Kranken, welche dem Wassertrinken entfremdet sind, sagt öfters in den ersten Tagen der Genuß kalter Mineralwässer wenig zu, es bäumt sich gewissermaßen ihr Magen gegen diese ungewohnte Zumuthung, und ist der kalte Brunnen noch dazu rasch eingeführt, so verursacht er Krampf in Speiseröhre und Magen, der sich durch lästiges Erüden kund giebt, aber auch nach dem Gebrauch warmer Mineralwässer stellen sich oft Aufstößen, Bürgen und Aehren, Brummen im Leibe und heftige Schmerzen ein, wenn der Brunnen in zu großen jeweiligen Quantitäten genossen wird. Daß wir während der Brunnentour eine gewisse auch geistige Diätetik befolgen müssen, daß wir schwere Kopfarbeit, complicirte Rechnungen, Inventurmachen u. s. w. vermeiden,

zufälle sind die Folgen ihres Genußes. Gebackte Früchte, sogenannte Compots, vertragen die meisten Kurbräuer. Gule, aber nicht zu fette und ungewürzte Fleischbrühe, junge leicht verdauliche, zarte und nicht blähende Gemüse, Mohrrüben, grüne Bohnen, Zuckerschoten und Spinat, zartes mürbe gebacktes oder besser gebratenes Fleisch, leichte Fische, Forellen und Hechte, gut ausgebackenes weißes Brod sind die besten Nahrungsmittel für Kurgäste. Dagegen sind fette, geräucherte oder gepökelte Fleischsorten, Entens-, Gänse- und Schweinebraten, Kal, Lachs, Stöckchen, überhaupt die thierischen Fette ebenso schädlich als fettes Brod, schwere Weichspeisen, Buttergebäckenes, Raddings, Hülsenkräute, Milg, Käse. Von Getränken ist Kaffee mit und ohne Milch, entwürzte Chocolate, Thee, Abends ein gutes gedörrtes, aber leichtes Bier, Bilmee, Selters, Wasser mit Wein zu raten.

Was die Nachwirkungen der Mineralwässer betrifft, mit denen Kranke, welche scheinbar angebesert die Quellen verlassen oder ohne Nutzen getrunken haben, von Kerzen und Fäulern getrübet werden, so sind sie kein leerer Schall, es ist eine jährlich und vielfach sich immer wieder bestätigende Thatfache, daß die volle erwünschte Wirkung erst einige Wochen nach vollendeter Kur in Erscheinung tritt, vorausgesetzt, daß man nicht jetzt auf Kosten der überlebenden, oder der für's nächste Jahr wieder in Aussicht genommenen Kur grobe diätetische Versehen auf's Neue macht.

Schlesische Chronik.

Die musikalischen Zustände in Breslau zu Anfang unseres Jahrhunderts. Zahlreiche Vereine, Duetanten wie Quartier, pflegen sich in Breslau mit allen Stimmen und Tönen die Vocal- und Instrumentalmusik. Ein treffliches Theater bringt gute Opernführungen und auch die Kirchenmusik läßt hinsichtlich ihrer Vortrefflichkeit nichts zu wünschen übrig. Kurz es ist heutigen Tages ein reges Musikleben in der Reichsstadt und sie kann es in musikalischer Hinsicht getrotzt mit jeder anderen Stadt Deutschlands aufnehmen.

Dem war aber zu Beginn unseres Jahrhunderts nicht so. Einige wenige Familienvereine und Sonntag-Geselle, die gar nicht einmal öffentlich auftraten, sorgten für etwas Musik, hierzu kamen die wenigen Militärkapellen, denen nur ungenügende Kräfte zu Gebote standen. In dem Theater wurden zwar Opern aufgeführt, aber die meisten Auführungen mißglückten, da das Orchester nur sehr schlecht besetzt und in so scheidlich vernehmlosten Zustände war, daß selbst Karl Maria v. Weber, der 1804-6 am hiesigen Stadttheater als Capellmeister angestellt war, seine Ordnung schaffen konnte; und in noch schlechterem Zustände befand sich die Musik in den Kirchen.

Der Reformgeist Jethers, der in Berlin so reiche Früchte getragen, war noch nicht bis hierher gebrungen. Hierzu kam noch die drückende schwere Last der Kriegsahre von 1806 u. s. w. - Ein regeres musikalisches Leben trat erst von den Jahren nach 1812, als Preußen das Joch der französischen Herrschaft abgestreift hatte und Kunst und Wissenschaft in der folgenden Zeit des Friedens zur neuen Blüte gelangte.

Der erste Verein, der öffentlich auftrat, war der vom Prof. am Oher 1806 gegründete, Decon genannt. Einige Freunde des mehrstimmigen Gesanges versammelten sich in seiner Bekanung und, wie wohl ihre Anzahl nur gering war, brachten sie es doch in Folge ihrer Liebe zur Kunst und der Thätigkeit des Dirigenten dahin, daß sie Concerete veranstalten konnten, in denen Cödre von Guld, Humphrey &c. zur Aufführung gelangten. Jedoch wegen Mangels an gehöriger Unterstützung löste sich der Verein auf und erst Wierzyng gelang es wieder 1812 einen anderen Singverein zu gründen, der 1818 schon über 100 Mitglieder zählte, 1816 aber sich wieder auflöste und durch den Verein von Cantor Siegert ersetzt wurde.

Schon im Jahre 1804 hatte der hochverdiente Tonkünstler und Rechtsgelehrte Heinrich Carl Ebel (geb. 1776) den Vorstoß zur Förderung des musikalischen Sinnes gegeben, indem er die Philomusische Gesellschaft gründete, einen Verein, der sich die Beförderung und Discussion musikalischer Dhemer zur Aufgabe stellte und zu seinen Mitgliedern Männer wie Professor Siegel und Lehrer, Musikdirector Berner, Musikdirector Förster und Capellmeister Schnabel zählte. Sochte die Kriegsahre von 1806 an machte auch ihm ein Ende und so löste wiederum die Anregung zur Pflege der Musik.

Und nun ruhte wieder die Begeisterung für die Contakunst beinahe 15 Jahre. Die Willerschlacht von Belyg war gefolgt und die französische Herrschaft gebrochen, von Neuem erstarrte das preussische Volk und in der nun folgenden Friedenszeit wurden Kunst und Wissenschaft zu neuem Leben erwacht.

Nachdem man in Breslau die lästigen wesschen Gäfte los geworden und nach den schwer leistenden Abgaben und Einkaufserungen wieder aufatmete, wandte man sich von Neuem der Pflege der Contakunst zu.

1815 war schon zur Förderung des vierstimmigen ernsten Gesanges vom Cultusministerium das kal. adad. Institut für Kirchenmusik gestiftet, dem Capellmeister Schnabel und Musikdirector Berner vorstand, das aber nicht allzu sehr profortierte.

Zur Pflege des mehrstimmigen Gesanges gründeten Karl Schall, Redacteur der „Neuen Breslauer Zeitung“, ein sehr geschätzter Musikfiliant, und Musikdirector Mojewius 1819 die Breslauer Liedertafel, die aber wegen Unbilligkeit mancher Art erst 1823 von Dr. Branies, von der Hagen, Kanoniker erstiftet wurde. Der Verein bestand aus Männern, von denen einzelne außer den Sängern auch Dichter und Componisten sein mußten. Sie versammelten sich in Schlichting'schen Local (Hauptpost auf der Albrechtsstraße) und pllegten bei heiterer Wein- und Tischgesellschaft den deutschen Liebergang. Unnütze Formenwesen und allzu harte's Ertriben ästhetischer Zwecke waren verboten, und um möglichst ungebundene Freiheit zu errehlen, umfaßte das Vereinsgesetz nur wenige Paragraphen. Der Vereinsrat gehörten an: Hoffmann von Fallersleben, Holtei, Schall, Mojewius, Schnabel &c.

Der Pflege der ersten Vocalmusik widmeten sich besonders zwei Vereine: der kirchliche Singverein und die Breslauer Sing-Akademie. Wenn auch der kirchliche Singverein weniger häufig öffentlich auftrat, so lebte er desto eifriger im Verborgenen die Pflege der Kirchenmusik.

Begründet wurde der Verein 1820 von Siegert, Cantor an der Kirche zu St. Bernhards, er ging hervor aus dem Bedürfnis, in der St. Bernhardskirche bessere Aufführungen am Sonntagsmorgens und insbesondere bei der am Gartenthore stattfindenden Kinder-schen Sittungsamkeit zu Stande zu bringen. Siegrert's Chor bestand zur damaligen Zeit aus 4 Dicitantien, 4 Sopralisten und 5 Adjuvanten für die Instrumentalmusik. Was mit solch unzulänglichen Kräften geleistet

wurde, läßt sich leicht denken. Siegert wandte sich daher an Sängere befreundeter Familien mit der Bitte, sich in den musikalischen Aufstiege, befreundeter Familien mit der Bitte, sich in den musikalischen Aufstiege, zu unterstützen. Aus diesem Keinen Anfang entstand der kirchliche Singverein, der anfangs 40 Mitglieder, dann 80, schließlich die 130 umfaßte. Besondere Aufführungen fanden nur am Gartenthore in der Bernhardskirche statt, wo der Verein bei der vom Schönfärber, Kestelien Christoph Minder gegründeten Stiftungsmusik mitwirkte. 1833 leitete der Verein zu Ehren der versammelten Händels Oratorium Jephia schaft mit dem akademischen Musikverein in Breslau ein Concert auf, wobei die Zahl der Mitwirkenden über 380 betrug.

Erinnert durch den Verkauf, den das Oratorium gefundene, veranstaltete der Singverein 1834 und 1836 wiederum öffentliche Aufführungen, zog aber wieder seinem Wirkungsbereite engere Grenzen. Der zweite Verein, der sich besonders die Belebung und Pflege der ersten Vocalmusik angelegen sein ließ, war die 1825 vom Musikdirector Mojewius gegründete Breslauer Sing-Akademie. Jeden Mittwoch von 4-6 versammelten sich der genannte Verein zu Gehörübungen und inhaltlich die Stimmen noch 2 Stunden zur Vortübung. Außerdem bestand noch eine Vortübungsklasse, in der die Zöglinge erst zwei Jahre vorhergebildet wurden, um abdann noch einer Prüfung in die Akademie aufgenommen zu werden. Jährlich fanden vier Aufführungen statt, von denen zwei Jedermann gegen ein Eintrittsgeld zugänglich waren, wogegen zu zwei anderen die Akademie selbst Einladungen ergehen ließ und die Kosten selbst bestritt. Bei den Conzerten wurden Compositionen von Händel, Bach bis zur neoplatonischen Schule zu Gehör gebracht.

Der Pflege der Instrumentalmusik widmeten sich außer den Concertgesellschaften von Professor Richter und Musikdirector Deutsch der 1822 von stad. Hugo Hoffmann gegründete „Akademische Musikvereine“ und besonders der Breslauer Künstler-Verein. Letzterer, gegründet 1827 vom Maler Karl Schmid, umfaßte Musiker, Dichter, Maler, überhaupt Vertreter der schönen Künste und zählte zu den Mitgliedern der musikalischen Section Freudenberg, Richter, J. Schnabel, Siegert u. s. w. Schon im ersten Jahre fand ein größeres Concert statt. Doch die großen Concertunternehmungen des Vereins scheiterten an der unvollständigen Anndung des Breslauer Publikums, und aus diesem Grunde wurden seit 1832 nur Quartette von Haydn, Spohr, Hoffe, Rogaz &c. aufgeführt, wobei die Theilnehmenden die Instrumente stets wechselten. Diese Aufführungen fanden einjermahen Anklang beim Publikum, so daß der Verein 1838 nach der Auflösung der Richter'schen Concertgesellschaft wieder sich an größere Concerete wagen konnte, bei denen außer großen Orchestercompositionen gleichzeitig auch Quartette aufgeführt wurden.

Das Interesse für die Contakunst war nach den Drangsalen der Franzosen herrschaft nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in der ganzen Provinz Schlesien wieder wachgerufen. Deshalb konnte es auch 1830 Seminaroberlehrer Hienst durch vieler Hindernisse unternehmen, nachdem er schon früher in einer kleinen Proschrift auf die Muthsicht derartigen musikalischen Zusammenkünfte hingewiesen hatte, alle Cantonen Schlesiens zu einem Musikfeste einzuladen. Am 11. August 1830 fand in Krnsau das erste schlesische Musikfest statt, zu dem auch der bekannte Tonkünstler Bernhard Klein aus Berlin erschienen war. Die Zahl der Mitwirkenden betrug über 130. Um 11 Uhr begann das zahlreich besuchte Gesangs-fest, das so gut aufgenommen wurde, daß von nun an alljährlich ein solches stattfand.

Das Programm des ersten Musikfestes war folgendes:

1. Choral nebst Figuralstuck „Mein erst' Weiblich sei Preis und Dank“ von W. F. Kähler.
2. „Der Morgen im Gebirge“ von Berner.
3. Lobgesang „Bringt aller Himmal Deere, bringt Dank und Ruhm.“ Gedicht und Gesang vom Suprintendenten Camenz.
4. Bei einem festlichen Lehrerverein „heilige Freude hebt uns heute“ von demselben.
5. Psalm: „Herr unser Gott“ von J. Schnabel.

II. Theil.

1. Choral: „Nun danke Alle Gott“
2. Motette: „Hoch that euch auf“ von
3. Ballorale-Rochette: „Der Herr ist mein Hirt“ von Bern. Klein.
3. Große Motette: „Ich will singen“

Durch diese Musikfeste und durch zahlreiche neue Vereine wurde der Sinn für Musik so weit gefördert, daß Breslau nun eine der hervorragendsten Stellen unter den musiklebenden Städten Deutschlands einnimmt.

Dito Reine.

Nachtrag der Redaction. Gegenüber der obigen Darstellung früherer Musikzustände in Breslau illustriert die Beschaffenheit des gegenwärtigen künstlerischen Zustandes daselbst wohl nichts besser als der einfache Hinweis auf die Thatfache, daß hier mit Hilfe der beschränkten vorzüglich geduldeten Singakademie die größten und schwierigsten modernen Oratorien-Werke, wie Brahm's deutsches Requiem, Schumanns Arabes und die Peri, Max Bruch's Gerueter &c. mit höchster Beudour, Exactheit und feiner künstlerischer Finanzierung zur Aufführung

gelangen, und daß auch das hebräe (schleifische) Mühlstei Tonwerk von ganz hervorragender Conception, welche in vocaler und instrumentaler Beziehung die größten Höhe und enorme Schärferigkeiten darbietet, wie M. Blumners Oratorium „Der Fall Jerusalems“, Adaschotts „Hundertsten Psalm“ für Chor, Solo und Orchester, Rheinbergers Brände „Christophorus“, ein ebenso schönes, ergabenes, wie technisch schwierig auszuführendes Hornwerk, im ebenen Stil zu Wehr kommen ließ. Eine Geschichtsmalerische Kunstbeilage in Breslau in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird in dieser Hinsicht Breslaus Streben in das schönste Licht stellen können. Die Zahl der Mitwirkenden am 7. schleifischen Mühlstei betrug: 264 Sopranistinnen, 163 Altistinnen, 129 Tenoristen, 208 Bassisten, im Ganzen 764 Sänger; 81 Streichinstrumente, 16 Holz-Blasinstrumente, 13 Blechbläser und 5 andere instrumentale Musiker, zusammen 115.

Kochman. Am 15. Juni fand hier eine Generalversammlung der „Schleifischen Hochschule“ statt, welche den Bau christlicher Waisenhäuser in Schlesien bezweckt; die Zahl der Mitglieder ist seit der am 3. März d. J. erfolgten Gründung der Hochschule auf 4980 gestiegen; eine erhebliche Zunahme läßt sich noch erwarten, da die Bestrebungen des Verbandes in weiten Kreisen Zustimmung finden. (Siehe den Aufruf in Nr. 30 dieses Blattes, Seite 478.)

Aus Heimath und Fremde.

Im Vode-Thale des Garges. (Mit Illustration.) Nachdem wir in voriger Nummer dieser Blätter von Thüringens Bergen gesprochen, erwähnen wir heute des Gargesgebirg; es gehört zu den deutschen Ausläufergebirgen par excellence. theils wegen seiner jahrelangen reguolnarten Partien, die alle durch Abiegung quer Wege und Berghäuser den Touristen becomen zugänglich gemacht sind, theils auch, weil der Garg für alle Bewohner Mitteldeutschlands auf kurzen Reiserouten zu erreichen ist, dreitens aber, weil er den bedauerlichen Stübemannschen, die nur wenige Tage oder höchstens Wochen sich vom Fuß des Müllagslebens frei machen können, durch reichlichen Lohnwald die gesondelten Ertroungungen bietet; obgleich es ihm auch an Adelshöfen feineswegs fehlt. Halle, Magdeburg, Ostthuringen, Hannover, Braunschweig, Nordhausen, Halberstadt bilden die Residenzpunkte, von denen aus per Eisenbahn der schöne Gebirgsrund alle diese Beschwerden binnen wenigen Stunden erreicht werden kann. Man nehme dann, wenn es an Zeit fehlt, den ganzen Garg nach eigenen Belieben mit Aufenhalten bis zu durchwandern, irgend einen guten Führer zur Hand, eines Gutschaffs „Taschenbuch für Reisende durch den Garg“, oder Broderloms Buch „Der Garg, zur Beschreibung und Unterhaltung für Hargreisende“, oder Schweigers „Reisehandbuch für den Garg“, oder Rautenburgs „Lustwandler im Garg“, oder Orienss „Reiseweiser im Garg und dessen Umgegend“, oder Helmreichs nicht minder empfehlenswerthen „Führer in und um den Garg“, und man wird in Zeit von 5–6, ja nur in Zeit von 2–3 Tagen die interessantesten Theile machen können. Freilich in einer so kurz bemessenen Zeit läßt sich unmöglich das Gebirge in allen seinen Eigenheiten und Reizen kennen lernen. Der besuchswürthen Stellen und Gegenden sind ja so viele, an Berghuppen, Schluchten, lieblichen Thälern ist ja der Garg so überreich. Die reizvoll sind die Höhen der Vode, der Jise, der Selke, mit ihren romantisch gelegenen Ortschaften, z. B. Merlsbad, dann der Stauffenberg, der Mülbter Broden, selbst Stübenberg, Vickershöhe, die Poststrasse, Schloß Falkenstein, Einhorn- und Berggartenlöcher, Baummanns- und Velschhöhe, Teufelsmühle, Teufelsbrücke etc. — Das Vode-Thal, unter der Poststrasse und von diesem Granitfelsen, dem „Glarypunkt“ des Garges, beherrscht, ist mitromantisch. Von der Höhe der Poststrasse sieht man einen Ueberblick über das ganze Thal, vom dem süßlichen Vorberge „Blühshöhe“ aus kann man das aldermächtig Quecklinde, Halberstadt, sogar Magdeburg erblicken. Am Eingange in's Oberthal befinden sich zwei Berghäuser, damit man sich zu der Wanderung durch alle Partien des Thals erstärke und härte, was gut ist für Leute, welche über die, die reizende Vode überüberrübende „Teufelsbrücke“ hinweg zum „Teufelstanzplatz“ gelangen wollen, um in der Waldpurgenacht mit den „Heren“ zu walzen. Am hüßlichen und bäßlichen Heren soll es auch recht, wie in alter Heidenzeit, in den Horzpartien nicht fehlen, ohne daß ihr Erscheinen sich auf die erste Mainacht beschränkt.

Allerlei Nützliches.

Wie man Strohhacke widerstand macht. Nicht bloß solche in Form von Behalten, sondern auch leicht gearbeite Fässer, Risten etc. werden in China in folgender Weise widerstand gemacht. In 3 Theile feilchen, durch heftiges Schlagen desbestimmten Blutes werden 4 Theile zu Staub geschlagenen Kalks gegeben, und etwas Mann dieser Mischung beigefügt. Die so erhaltene Mischung in Wasser kann sofort zum Anstrichen verwendet werden. Je nach dem gewählten Grade der Dichtigkeit wird der Anstrich zwei- oder dreimal wiederholt. Die Chinesen benützen so behandelte Strohhörbe mit bestem Erfolge zum Oeltransport.

Thüringer Champignon-Zucht. Aus Angerschen bei Erfurt wird gemeldet: Die hier belegene (vorläufig 624 Quadratmeter große) neue Champignonzuchterei des Hörtner's W. Grün besteht aus langgestreckten, vollständig dunkel gehaltenen Gewächshäusern von beträchtlicher Ausdehnung. Die Temperatur wird durch kupferne Röhren (Wär-

wasserheizung) längs der Wände auf 10 Grad erhalten. Jedes Haus enthält drei Beeteihen von je drei Etagen. Die Beete sind 1,80 Meter breit, Beete erhalten zunächst eine Schicht Pferdedünger, dann eine nur leigere kommt und darauf wiederum eine Schicht Pferdedünger. Schicht Lauberde bedekt wird, die befeuchtungsangörndt und mittelst feiner Brause mächtig angefeuchtet wird. Die Sporen der Brut entwideln sich langsam zum Pilzeln, aus dem nach 3 bis 4 Wochen die Befruchtungsgorgane zur Ertroufe gelangen. Es werden die hochaufsteigenden Champignonhüte in geschlossenen Zustände gernetzt, da sie so mehr Nahrungsstoff enthalten. In der einen Abteilung befindet sich das Pilzeln noch im Entwidlungsstadium, während in der andern die Beete mit Champignons in allen Graden befeuchtet sind. Klüppelchen, 15/20 Fuß von einander entfernt, geben beim Ernten d. Champignons, die am Morgen kaum erbeorgene Köpfehen zeigen, sind am Abend vollständig zum „Abdrehen“ reis herangebracht. (Wegen anderer deutsche Gärtner und Landwirthe dieß hüßliche Beispiel nachahmen)

Literarische Neuigkeiten.

Iur Unterhaltung am Familientisch, in Gesellschaften etc. dient in ganz vortheilhafter Weise das „Neueste Rathsel- und Charaden-Buch, herausgegeben von Carl Th. Reuffer, Stadtparroce a. D.“ Verlag von W. Ad. Siegh in Carstadt. Das Buch ist sehr nett ausgestattet und kostet nur 1,50 M. Die Leser finden in der Rathsel-Spalte unserer heutigen Nummer 3 Proben aus demselben. —

Ein Uebersichten von grohem wissenschaftlichen und praktischen Werthe ist das in Stuttgart im Verlage von Ferd. Enke lieferungsweise erscheinende: „Die Physik im Dienste der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens.“ Herausgegeben von Prof. Dr. G. Krebs, Oberlehrer an der Württemberg. (Realschule) zu Frankfurt a. M.“ Das Uebersichten ist sehr gut ausgestattet, die einzelnen Abhandlungen sind durch zweckgemäße Illustrationen bereichert. Die Physik im Dienste der Wissenschaft in 5 theilchen befaßt sich: I. Im photographischen Theile, von Prof. Dr. G. W. Vogel; II. Spectrum und Spectralanalyse, von Prof. Dr. G. Vonnegel; III. Eine meteorologische Station, von Oberlehrer Dr. G. Krebs; IV. Auf der deutschen Gewarte, von Dr. J. van Hebrer; V. Heizung und Ventilation, von Prof. Dr. J. Rosenfeld; VI. Die Kluft in ihren Hauptbeziehungen zu den müllischen Instrumenten, von Prof. Dr. F. Melde; VII. Die Motoren des Kleingewerbes, von Ingenieur Th. Schwarze; VIII. Die electrischen Wärschinen, von Dr. E. Ritter von Urbanitz; IX. Kerzen und Lampen, von Prof. G. B. Ballentin; X. Der Kampf des electrischen Lichtes mit dem Gaslichte, von Dr. von Urbanitz; „Die Zeophonie und ihre Verwendung im Berkehrleben“ von Volfrath C. Graunert; „Auf der Sternwarte“ von Dr. Hartwig.

Schleifischer Weichstaltender.

- (Nach Mittheilungen des Pastor Bornemann in Frauensip.)
- Den 21. Juli 1504. Großer Brand zu Daynau.
 - 1638. Die Bergstadt Reidenstein brennt zum zweiten Male ab.
 - 1762. Treffen bei Buresdorff und Leutmannsdorff unweit Schweidnitz. Friedrich II. siegt über Daun.
 - Den 22. Juli 1477. Großer Brand zu Löwenberg.
 - 1668. Der Magistat zu Bunzlau kauft die Kommende daselbst von den Kreuzherren zu Breslau und baut daraus ein Hospital.
 - 1634. Landsbrand wird von den Schweden erklärt.
 - 1756. Beschü zu Freiburg zwischen Preußen und Oesterreichern.
 - Den 23. Juli 1544. Wärbler brennen fast ganz ab.
 - 1835. Reichsgraf Johann Ulrich II. Schagkoff auf Knyall, commandirender kaiserlicher General in Schlesien, wird auf Befehl Kaiser Ferdinands II. zu Regenbrunn entkauptet.
 - 1682. Einziehung der evangelischen Stadt-Pfarrethe St. Laurentii zu Wohlau.
 - Den 24. Juli 1576. Großer Brand zu Goldberg, 160 Häuser.
 - 1620. Das Gymnasium zu Goldberg von Neuem eingeweiht.
 - 1754. Einweihung der neuen evangelischen Kirche zu Ranslau.
 - Den 25. Juli 1360. Alle Juden in Breslau erschlagen.
 - 1432. Groß-Wogau geht in Feuer auf.
 - 1459. Die gesammten Verträge zu Schlesien, ohne Valtzar zu Sagan, beschließen zu Wohlau, Georg Vodebrad für ihren Oberherrn anzuerkennen.
 - 1648. Der kaiserliche Oberstleutnant Anthon läßt Jauer an 16 Orten anzünden und Riemand darf löschen.
 - 1755. Wärblerung durch russische Truppen zu Schwibbus.
 - Den 26. Juli 1564. Wärbler brennt ganz ab.
 - 1582. Großer Brand zu Grünberg; 2 Dritttheile der Stadt nebst Pfarrethe, Schule und Rathhaus.
 - 1774. Freiburg wird ein Raub der Flammen.
 - 1800. Errichtung der Wärsule in Breslau. Reform der höheren katholischen Schulen.
 - 1803. Krieg fast ganz ein Raub der Flammen.
 - 1811. Großer Brand zu Sador am Hammer.

